

# Illustrirte Frauen-Zeitung.

Nr. 44.

Wöchentlich eine Nummer.  
Vierteljährlich 2 1/2 M.

— Berlin, 27. October 1889. —

Große Ausgabe mit  
allen Kupfern 4 1/4 M.

XVI. Jahrg.

## Glaube und Liebe.

Eine Geschichte aus alter Zeit.

Von Ernst Wichert.

(Schluß.)

**K**atharina lächelte ihm freundlich zu und drückte schwach seine Hand, entgegnete aber nichts. Es schnitt ihm in's Herz. Noch einen Tag ließ er hingehen, dann war sein Entschluß gefaßt. Er zog den Sonntagsrock an, preßte den Hut tief auf die Stirn und ging nach dem Pfarrhause. Er mühte sich wohl, auf der Straße eine sichere Haltung zu zeigen, aber die ihm begegneten, meinten doch: wie geht der Mann so gebückt und zitternd am Stabe! Das macht sein häusliches Leid.

Dr. Mörlin ließ ihn in sein Arbeitszimmer ein. Auf dem Schreibtische stand ein Crucifix, und davor lag eine Bibel aufgeschlagen. Auf einem Blatte Papier hatte er eben geschrieben, denn die Tinte glänzte noch naß. Er deutete darauf mit der Feder und sagte höhnisch: „Das bricht ihm den Hals ganz und gar. Der Hochmuth hat ihn verblindet, gegen Philipp Melancthon zu schreiben, der ihn doch glimpflich genug abgefertigt; er kann auch den gelindesten Tadel nicht ertragen. Nun wird der Herr Herzog wohl merken, was für eine Schlange er an seinem Busen gewärmt. Alle Facultäten erklären sich gegen ihn und verlangen Einheit der Lehre. Er ist wie ein geheßt' Wild; es fehlt nur noch, daß ihm Einer den Genickfang gebe. Dazu hab' ich schon angelegt.“

Den Rathsherrn durchdröselte es. Was hatte er von diesem Manne zu hoffen? Gleichwohl faßte er

Muth und begann: „Hochwürdigster Herr Doctor, ich zweifle nicht, daß es Eurer Gelehrsamkeit und Glaubensfestigkeit gelingen wird, den Gegner zu überwinden. Sehet aber heute gütigst an das Leid in meinem Hause und helfet mir zum Frieden mit meinem armen Kinde. Der Senfmann steht schon an seinem Schmerzenslager und wartet auf den Tag der Ernte. Es ist Euch bekannt, wie ich habe als Vater hart sein müssen, um nach Euren Geboten meine Christenpflicht zu erfüllen. Das aber habt Ihr wohl selbst nicht geahnt, daß die Trennung von dem Bräutigam der Braut so schweren Kummer bereiten würde. Ist aber doch so und frißt an ihrem Herzen wie ein Geier, der täglich kommt, seine Nahrung zu holen, hackt mit dem scharfen Schnabel in die Wunde und läßt sie nicht vernarben. Ich bitt' Euch flehentlich, wollet nicht meines lieben Mädchens Tod, sondern sänftigt Euren Zorn und übet christliches Verzeihen.“

Mörlin musterte ihn mit einem flammenden Blicke. „Was begehret Ihr von mir?“ herrschte er den Gast an. „Laßet doch hören.“

„Daß Ihr Euer strenges Wort zurücknehmt,“ antwortete Büttken, „und mich ermächtigt, den Secretarius Christoph Emsdaler wissen zu lassen, Ihr wollet ihn nicht vom Altare verweisen, wenn er um den Ehesegnen bittet. Das allein kann meinem armen Kinde Leben und Gesundheit wiedergeben.“

„Ohne daß er seinen greulichen Irrthum widerruft?“ plähte der Dompfarrer heraus. Er legte Büttken die breiten Hände auf die Schultern, schüttelte ihn und rief: „Mann, Mann! werdet nicht schwach, da Euch nun Gott würdigt, den Glauben zu bekennen! Wollet Ihr Christum verrathen, um einem liebeskranken Mädglein zur Hochzeit zu verhelfen? Was sind tausend

Tode gegen des Heilandes Blut und Wunden? Euer Kind sterbe in Gott, so ist's besser, als daß es in der Sünde wider ihn lebe.“

Dem Rathsherrn wankten die Knie. „O, kommet nur und sehet selbst, wie der junge Leib zerstört ist,“ flehte er, „Ihr werdet Euch gewiß erbarmen. Weshalb ginge ich Euch denn an, als weil ich von meinem Glauben nicht wanken will? Aber wie kann ich verlangen, daß ein Anderer den seinigen ändere, ohne überzeugt zu werden? Laßet dem jungen Manne Zeit zur Einkehr und bedenket —“

„Da ist nichts zu bedenken,“ unterbrach ihn Mörlin scharf. „Hebe Dich weg von mir, Satanas, böser Berführer! Mich sollst Du nicht überwältigen.“ Er sank auf die Kniee nieder und zog auch Büttken zu sich hinab, hob seine Hände auf und sprach ein Gebet mit vielen Anrufungen Gottes, den schwergeprüften Mann nicht schwach werden zu lassen.

Als der Rathsherr das Haus verließ, war ihm gar weh zu Muth. Noch tiefer beugte er das Haupt, und noch unsicherer setzte er den Stock, der ihm jetzt wirklich eine Stütze sein mußte. Er sprach halblaut vor sich hin und schüttelte sich von Zeit zu Zeit, wie vor Frost. Er hatte gemeint, bei Mörlin keinen leichten Stand zu haben, aber für so unduldsam hatte er ihn doch nicht gehalten. Nicht ein Wort des Mitleides hatte er für ihn und sein Kind gehabt. Unbarmherzig forderte er das Opfer. „Ihm fehlt die Liebe,“ murmelte er, „die Liebe.“ Und nun war ihm Alles, was er gesprochen, ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Er ging wieder zu Katharina, setzte sich an ihr Bett, streichelte ihre Hand und sagte: „Wenn ich gewußt hätte, daß es so kommen sollte... Ich bin so hart nicht, wie Du wohl denkst. Nur Dr. Mörlin!



Die Hungrigen. Von Heinrich Reutig. — Siehe Seite 191.



... Hätt' ich ihn früher so starr erkannt, wie jetzt, — das wäre nicht geschehen.“ Er erzählte, daß er bei ihm gewesen sei und um Nachsicht gebeten habe, und wie er abgewiesen worden. Nun habe er das Letzte versucht und wisse sich nicht weiter zu rathen.

Katharina zog seine Hand an die Lippen und hauchte einen Kuß darauf. —

Zu derselben Zeit quälte sich auch Emsdaler mit finsternen Gedanken, wie er seinem Schicksale eine erträgliche Wendung geben sollte. Er hatte alle Lust am Leben verloren, hielt sich von jeder Hoffentlichkeit fern und mied selbst den Umgang mit den alten Freunden. Seine amtlichen Geschäfte freilich besorgte er nach wie vor mit der größten Gewissenhaftigkeit. Es schien, daß ihm der Tag zu ihrer Erledigung nicht genug Stunden haben könnte. Freude aber hatte er auch an der Arbeit nicht; sie sollte ihm nur helfen, sein Herzeleid in Vergessenheit zu bringen. Er wußte, daß Rätchen schwer erkrankt sei und nicht genesen konnte. Daß er daran mit die Schuld trage, konnte er doch nicht von sich abwehren. Wenn er sich gefügt hätte, — zum Scheine wenigstens ... Ja, zum Scheine! Das war's, was seine Ehrlichkeit anwiderete. Ein Bekenntniß aussprechen sollen, daß er nicht als eine Wahrheit empfand! Gegen seine heilige Ueberzeugung ... Aber handelte es sich denn wirklich um einen Glaubenssach, an dem das ewige Leben hing? War nicht auch Mörlin ein frommer Mann, ein eifriger Protestant, ein Schüler Luther's? Und hielt nicht auch Osiander das Leiden und Sterben Christi werth, wie Jener, nur daß er zu unserer Rechtfertigung den ganzen Christus in uns forderte: „er hange am Kreuze in Leiden oder sei im Tode oder in der Hölle, er sei erstanden, wandle bei seinen Jüngern oder fahre gen Himmel und sei zur Rechten Gottes“? Einen so starken Beweis seiner Selbstständigkeit er gegeben hatte, er kam sich unfrei vor. Wenn er nicht gerade hier in Preußen gewesen wäre, in Osiander's Nähe, des Herzogs Diener, — wie hätte ihn dieser Theologen-Streit so groß anfechten können? Und wenn er nun nicht mehr in Preußen wäre ...

So reifte in diesen trüben Monaten ein Entschluß, der zuletzt so sicher feststand, daß nur noch die Zeit der Ausführung in Frage blieb. Eines Tages, als Emsdaler dem Vortrage der Oerräthe beim Herzoge beige-wohnt hatte und nun noch der Unterschriften wegen allein bei demselben verweilte, sagte er sich ein Herz und sagte: „Ew. Fürstliche Durchlaucht wollen gnädigst gestatten, daß ich nun auch noch ein gehorsamstes Gesuch für mich selbst anbringe. Mag es Ew. Fürstlichen Durchlaucht gefallen, mich huldvoll darauf zu beschreiben, so leicht sich auch der Verdacht des Undankes gegen mich richten könnte.“

Da der Herzog, mit etwas verwunderten Gesichte freilich, nickte, fuhr er fort: „Gnädigster Herr, ich bin wahrlich kein Undankbarer, und hatte gehofft, Ew. Fürstlichen Durchlaucht das mit ganzer Anstrengung meines Fleißes und treuester Ergebenheit beweisen zu können. Aber es treibt mich nun von hier fort um merklicher Ursachen willen, die ja auch Ew. Fürstlichen Durchlaucht zum Theile wohlbekannt sind, daß ich anderwärts Ruhe finde und mich mit meinem Herzen ganz frei betheuern mag, es weise mich nun diese Straße oder jene. Hab' ich die Braut verloren, das hätt' ich vielleicht nicht so schwer getragen, aus Liebe zu meinem gnädigen Herrn, dessen Dienst ich mich zugeschworen. Nun aber hat die Lösung dieses Bündnisses gar traurige Folgen für die liebe Jungfrau gehabt, die ohne jenes Zerwürfniß längst hätte mein Weib sein können. Wie ich glaubhaft versichert worden bin, geht ihr der Kummer über die Trennung an's Leben. So fühle ich nun mein Gewissen arg beschwert, daß mein Stolz und meine Dienstwilligkeit die Schuld tragen sollen an dem Verderben dieses jungen und schönen Leibes, da doch die Hoffnung eines Ausgleiches übrig bliebe, wenn ich auf Amt und Freundschaft nicht Rücksicht zu nehmen, sondern mich nur mit meinem Gott zu betheuern hätte. Und so bitte ich denn Ew. Fürstliche Durchlaucht, — mit schwerem Herzen allerdings, aber doch wohl überlegt, — um baldigen Abschied.“

Der Herzog hatte sich in den Stuhl zurückgesetzt und strich mit der Hand den langen Kinnbart. Er sah nicht erjürrt, aber sehr nachdenklich aus, senkte und antwortete, ohne die müden Augenlider zu heben: „Ja, ja, es ist so, wie Ihr's sagt. Ich hab's an Ausruf erfahren, und es hat mich schon schwer bekümmert. Hättet Ihr Euch damals zu Mörlin gewendet, es wär' Euch von meiner Seite nicht so arg verdacht worden. Jetzt freilich sehe ich wohl, daß Ihr hier nicht einen Schritt entgegen thun könnt, ohne des schmachlichsten Abfalles verdächtigt zu werden. Ich fürchte nur, Ihr müßt Euch wenig, wenn Ihr geht. Denn wie ich Euch kenne, seid Ihr kein leicht bieg-sames Rohr. Drüben aber wird man volle Unterwerfung fordern.“

„Es kann so sein, gnädigster Herr,“ sagte der Secretarius, „aber ich habe dann das Meinige gethan,

das Hinderniß fortzuräumen. Sollt' es gleichwohl nicht gelingen, so bin ich wenigstens fern, wenn das Traurigste sich ereignet, das ich doch nicht abwenden kann, ohne mich schuldig zu machen gegen Gott. In diesem Orte wird es mich nimmermehr leiden. Darum wend' ich mich an Ew. Fürstliche Gnaden mit dieser Bitte, mich entlassen und, wenn es sein kann, nach Ansbach oder an einen anderen Hof empfehlen zu wollen, damit ich nicht brodblos bleibe und in Ehren meine Werbung wiederholen mag.“

Herzog Albrecht verhielt sich einige Minuten lang schweigend. Er hatte sich vorgebeugt und die Stirn auf die Hand gestützt. „Ihr habt mir treu und zuverlässig gedient,“ sagte er dann, aufblickend, „und müßt' ich Euch einem Anderen gönnen, könnt' ich Euch das Zeugniß meiner Zufriedenheit nicht vorenthalten. Aber ich miße Euch ungern. Es dienen mir Viele, die den Mantel nach dem Winde tragen. Was ein treuer Mensch werth ist, — zumal in dieser Zeit und in diesem Lande, — weiß ich zu schätzen. Verlangt daher nicht sofort Antwort, sondern laßt mir drei Tage zum Besinnen. Kann ich Euch dann nicht halten, so will ich Euch auch nicht aufhalten.“

Er stand auf, reichte Emsdaler die Hand zum Kuße und entfernte sich nach den Gemächern seiner Frau hin, ihm das Zusammenpacken der Papiere überlassend.

Nicht gering war die freudige Verwunderung, als am nächsten Vormittage aus der mit dem fürstlichen Wappen geschmückten Sänfte, welche sich vom Schlosse her nach der Stadt Kneiphof bewegte, vor dem Lüttken'schen Hause die junge Herzogin ausstieg. Sie war des kalten Wintertages wegen ganz in köstliches Pelzwerk gehüllt, das Hochzeitsgeschenk des polnischen Königs, und trug ein Körbchen mit Früchten am Arme, wie sie zu dieser Zeit nur in der fürstlichen Vorrathskammer anzutreffen sein konnten. Frau Gottliebe Zimmermann eilte ihr vor die Hausthür entgegen, an der sich rasch allerhand neugieriges Volk gesammelt hatte. Sie habe gehört, sagte die Herzogin, daß des Rathsherrn einziges Töchterlein schwer krank darniederliege, und wollte ihr eine Erfrischung bringen, deren Wohlthat sich schon an sich selbst erprobt habe. Ob sie vor das Bett der Kranken gelassen werden könne? „O, welche huldvolle Herablassung, welche himmlische Güte!“ rief Frau Gottliebe ein Mal über das andere, küßte den Zobelbesatz des Mantels und trippelte ungeschlüssig hin und her, was sie zunächst beginnen oder lassen sollte. Aus ihren wirren Reden merkte die Herzogin Anna Maria wohl, die Ueberraschung könnte der Kranken schaden. Deshalb sagte sie lächelnd: „Es ist am besten, Ihr meldet mich nicht erst, sondern nehmt mich gleich mit Euch hinein. Es bedarf dann zu meinem Empfang gar keiner aufregenden Vorbereitung.“ Sie warf auch gleich den Pelz ab, hielt eine kleine Weile die Hände an den Ofen und ging dann auf die Kammerthür zu.

Frau Gottliebe öffnete und rief hinein: „Eine sehr vornehme Dame, liebes Rätchen, die Dir eine Erquicklichkeit bringt. Erschrick nur nicht, — die Frau Herzogin selbst.“

„Da ist's nun doch heraus,“ sagte dieselbe, sich dem Bette mit langsamen Schritten nähernd. „Es ist gar nichts zu erschrecken, mein liebes Kind. Nicht zum ersten Male gehe ich zu einer Kranken, ihr Etwas von meinem Ueberflusse zu bringen. Diese Früchte kommen aus Italien. Sie sind süß und voll köstlichen Saftes; eine heißere Sonne hat sie gereift, als die unsere.“

Sie stellte das Körbchen auf die Decke, die Katharina eiligt glatt ausgezogen hatte, und reichte ihr die Hand. Dann setzte sie sich auf den Stuhl am Kopfende und erkundigte sich theilnehmend, wie es der Kranken ergehe. Sie erinnerte sich, daß Rätchen ihr bei ihrem Einzuge mit anderen Rathstöcktern zusammen einen Blumenstrauß überreicht und ein Verslein gesprochen hatte. Das that der Kranken wohl. Sie richtete den Kopf auf, und es war, als ob ein leichtes Roth ihre Wangen überflog. „Aber daß Ihr nun so gütig seid, gnädigste Frau Herzogin,“ sagte sie leise; „was hat das zu bedeuten? Ich träumte diese Nacht von Euch.“

Sie nahm eine von den Früchten und sog ihren erfrischenden Duft ein. Die Herzogin öffnete eine andere und reichte ihr die zarten Scheiben zu. „Eßet nur,“ bat sie, „und habt gute Zuversicht, daß Ihr davon gesundet.“

„Wie Gott will,“ antwortete die Kranke.

„Ihr dürft nur nicht die Hoffnung aufgeben,“ fuhr die Herzogin fort. „Es sind drei Anker, die unser Lebensschiff im Sturme halten: Glaube, Liebe und Hoffnung. Der Glaube mag schwach werden und die Liebe versagen, aber die Hoffnung darf nicht von uns weichen. Sie ist wie die Sonne, die hinter schwarzem Gewölke steht: wir sehen sie nicht, aber wir wissen, daß sie scheint, und daß ein Windhauch alles Gewölk verjagen kann.“

„Jetzt eben sehe ich sie,“ sagte Katharina, die Herzogin mit einem recht innigen Blicke betrachtend.

Das schien der hohen Frau zu gefallen. Sie beugte sich über das Bett und flüsterte ihr zu: „Ich hoffe, sie soll Euch bald viel wärmer anlachen. Wißt, daß Ihr noch unverändert geliebt werdet. Zwar darf ich Euch keinen Gruß bringen, aber es ist des Herrn Herzogs Auftrag, in dem ich Euch dies heimlich melde.“

Nun spannten sich alle Muskeln des hageren Gesichtchens, und die Augen öffneten sich so weit, daß es fast schreckhaft anzusehen war. So unvermuthet war ihr noch nichts im Leben vorgekommen. Die Lippen bewegten sich wohl, aber sie brachten keinen Laut hervor. Sie faltete die Hände und sah unverwandt die Herzogin an, erst ganz Staunen, dann ganz Verklärung und zuletzt wieder fragend, ob das Rätchen solle gelöst werden.

Die Herzogin nickte ihr freundlich zu. „Es ist nur die Hoffnung, auf die ich Euch verweise,“ sagte sie, „aber ich zweifle nicht an ihrer Heilkraft. Berichtet Eurem Vater, daß der Herzog ihn zu sprechen wünscht!“ Mit diesen Worten erhob sie sich, um rasch Abschied zu nehmen und sich zu entfernen.

Lüttken kam gerade vom Rathhause zurück, als sie in die Sänfte gestiegen war. Er wunderte sich nicht wenig über den Auflag vor seiner Treppe. Als er aber von Frau Gottliebe erfuhr, was geschehen war, erklärte er sogleich, er müsse morgen früh auf's Schloß gehen, sich für den gnädigen Besuch zu bedanken. Sein Rätchen fand er ganz froh gelaunt. „Ach, lieber, lieber Vater,“ bat sie, „versäumt den Herrn Herzog nicht; er hat's gewiß gut mit uns im Sinne.“ Nun wurde er freilich stutzig und krauste die Stirn: es schien etwas im Werke zu sein, wozu sich im Voraus nicht Stellung nehmen ließ. Aber das Bedenken schwand bald. Er wollte sich jedenfalls dankbar beweisen, meinte er; habe der Herr Herzog ihm dann noch etwas zu sagen, so könne er ja hören, was es sei.

Am anderen Tage ging er denn auch wirklich auf's Schloß und meldete sich bei der Frau Herzogin. Er wurde aber zum Herrn Herzog geführt, der seine Gemahlin mit Hauspflichten entschuldigte, aber ihr den Dank auszurichten versprach. „Es freut mich, daß Ihr gekommen seid,“ sagte er dann; „so kann ich mir nun auch etwas vom Herzen reden, das mich lange bedrückt. Will's auch ohne Rückhalt und Umschweif gleich vorbringen. Ich weiß, daß Ihr meinem Rathe Christoph Emsdaler Eurer Tochter Hand zugesagt hattet, dann aber des leidigen Streites wegen zurückgetreten seid, der auf den Kanzeln entbrannt und in die Familien fortgesetzt worden ist. Er hat hier ein starkes Liebesband zerrissen und zwei blutende Herzen zurückgelassen. Wär's denn so gar undenkbar, daß sie sich wieder vereinigen, wenn ich selbst Fürsprach' bei Euch hielte?“

Lüttken sah zur Erde. „Gnädigster Herr,“ antwortete er, „Emsdaler kann keinen besseren und mächtigeren Fürsprecher haben, als Ew. Fürstliche Durchlaucht, einen Einzigen vielleicht ausgenommen, — und der bin ich selbst. Mein Kind jammert mich, und ich verhilfe ihm gern zu seinem Glücke. Aber vergeblich hab' ich bei Dr. Mörlin schon angefragt, ob er von seiner Strenge nachlassen wolle. Er ist eisenhart. So weiß ich nun nicht, wie ich seinen Widerstand überwinde, kann auch nicht der Meinung sein, daß es Ew. Fürstlichen Durchlaucht gelingen möchte. Daß aber Euer Secretarius sich zu dem Bekenntnisse versteht, das von ihm verlangt wird, darf ich ebenso wenig hoffen.“

„Ihr mögt Recht haben,“ entgegnete der Herzog. „Aber sind unsere Gewissen denn wirklich gebunden an dieses oder jenes Predigers Wort, da wir uns doch befreit haben vom Glaubenszwange der Kirche? Wie mag sich ein sündiger Mensch vermaßen, allein die Wahrheit zu haben, die doch nur bei Gott ist? Er heiße Mörlin oder Osiander. Seht, ich selbst bin so ein irrender, aber redlich suchender Mensch und habe beider Theile Meinung ohne Vorurtheil erforscht und viele gelehrte Männer befragt, was das Rechte sei. Und am Ende seht's doch Keiner in mich hinein, daß es nun darin bleibe, es finde denn in mir selbst haltbaren Boden. So habe ich denn fleißig gebetet, Gott wolle mich erleuchten und aus dieser Unsicherheit ziehen, daß ich mit mir selbst eins würde, könnt' ich auch Keinem in Allem beitreten. Und also vorbereitet und durch Enthaltung leiblicher Speise gesammelt, hab' ich mich hingesezt und mein Bekenntniß aufgeschrieben, wie viel ich aus dem Streite der Lehrer von der Rechtfertigung für mich selbst als wahr annehmen könne, und ist darin Mörlin's und Osiander's Meinung gleich vertreten und durch Abstosung der scharfen und harten Ecken und Kanten in eins gebracht. Das mag nicht nach der Theologen Verstande sein, will mir aber für einen ungelehrten Christenmenschen recht veröhnlich und überzeugend scheinen. So es Euch gefällt, will ich Euch das Schriftlein lesen. Sagt dann offen und ohne Scheu, was Ihr davon haltet.“

Er trat an sein Lesepult in der Nähe des Fensters, schlug die Postille auf, deren Deckel mit vielen



in's Leder gepreßten Figuren und silbernen Spangen verziert war, und nahm ein lose eingelegtes Blatt heraus, das ganz beschriebenen war. Lüttken mußte neben ihm niedersitzen, und er las nun mit lauter und klarer Stimme das in Form eines Gebetes abgefaßte Bekenntniß, oft zwischenein seufzend und den Blick zum Himmel aufrichtend, zuletzt aber ganz freudig, mit heiterem Gesicht. „Gott gebe uns hierin den Frieden,“ schloß er.

„Amen!“ rief der Rathsherr, der mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört und oft mit dem Kopfe genickt oder mit der Hand leise auf's Knie geschlagen hatte. „Von Herzen dank' ich Ew. Fürstlichen Durchlaucht für dieses Seelen-Labfal. Wort für Wort will ich dieses Bekenntniß unterschreiben als das meinige, und deucht mich, daß Mörlin ein rechter Wortklaubler und Verheizer sein müßte, wenn er's nicht wollte gelten lassen. Gerade wie Ihr, gnädigster Herr, versteh' ich Luther's Katechismus, und ist Osiander's Meinung dabei, so soll mich das eher freuen als verdrießen.“

„So versteht ihn Christoph Emsdaler auch,“ sagte der Herzog, „und will sich zu meiner Schrift gleichfalls Wort für Wort bekennen. Seid Ihr Beide also nicht im Glauben eins, und hindert Euch irgend Etwas, wieder so gute Freunde zu werden, als Ihr's je gewesen seid?“

Das überraschte Lüttken nun doch. Er spannte die Augenbrauen hoch auf und zog an seinem Leibgürte, als ob er ihm zu enge würde. Der Herzog aber ging nach der Thür, öffnete sie und winkte hinaus. „Nun beweiset mir ein friedfertig Gemüth,“ sagte er, zurückkehrend, „und ein väterlich Herz.“

Bald darauf erschien Emsdaler auf der Schwelle, sah verwundert den Herzog und seinen Gast an und wagte sich nicht in's Zimmer hinein. „Tretet nur näher,“ rief ihm der hohe Herr freundlich zu, „und gebt meinen Worten Bestätigung. Das Gebet, das ich Euch gestern lesen ließ, ist es Euch nicht genehm?“

„Von ganzem Herzen,“ antwortete der Secretarius. „So setzet Beide Eure Namensunterschrift darunter,“ fuhr der Herzog fort, „es ist ein Friedens-Instrument. Ist's nicht so?“ Er wandte sich mit dieser Frage an den Rathsherrn, der noch unbeweglich da stand, außer daß er dem jungen Manne das Gesicht zugewendet hatte, faßte seine Schulter und schob ihn ein wenig herum, zugleich Emsdaler heranwinkend. Und nun, wie mit einem Schlage, hoben sich vier Arme. Die beiden Männer schritten rasch vor und sanken einander an die Brust.

Herzog Albrecht trat hinzu, legte die Hände auf sie und sagte: „So ist's recht, und daran hat Gott sicher ein Wohlgefallen. Nun aber sorgt vereint, daß Euer Rathrinle bald genehe. Und wenn's so weit ist, so thut mir Meldung, denn die Herzogin und ich, wir wollen selbst Trauzeugen sein. Weil's aber doch in meiner Macht nicht liegt, Mörlin eine Handlung zu gebieten, die er Kraft seines Amtes verjagt, und Osiander ungern vom Brautvater angegangen werden mag, so laß' ich Euch in meine Schloßkirche ein und will meinen Hofprediger ersuchen, das Paar mit freundlichen und friedlichen Worten zusammenzugeben, des Glaubens freies aber nicht zu erwähnen. Seid Ihr damit zufrieden?“

Beide dankten ihm für sein huldvolles Erbieten. „Und nun begleitet mich mir gleich,“ wendete der Rathsherr sich zu Emsdaler, „so ist's in Einem abgemacht, und hintennach weiter kein Maulgesperre!“

Zu Hause angelangt, bat er Emsdaler, sich ein wenig im Flur zu verweilen, bis er vorgesorgt haben werde, daß „der Schreck nicht schade“. Im großen Zimmer kam ihm aber schon Frau Gottliebe sehr aufgeregt entgegen und zischelte: „Denkt Euch, es ist in Eurer Abwesenheit ein recht's Wunder geschehen. Das Rathrinchen ist aufgestanden und hat ihr Haar geflochten und ihr bestes Kleid anzuziehen verlangt, just dasselbe, das sie am vorigen Oster-Sonntage getragen hat, da sie zum letzten Male mit —“

Sie sprach nicht zu Ende, sondern hustete in die Hand. Draußen aber räusperte sich Jemand, der durch die offene Thür Alles gehört haben mochte. „Ei, wie ist mir denn?“ bemerkte sie hinhorchend. Der Rathsherr aber trat in die Krankstube und sah wirklich Katharina in einem Lehnstuhle am Bette sitzen, wie zu einem Festtage gepuht. Zwei von den schönen, goldgelben Früchten der Herzogin hatte sie im Schoße und ließ sie spielend über die Hände laufen.

Als der Alte verwundert stehen blieb, blickte sie ihn fragend an und sagte: „Bringst Du ihn mir mit?“

„Wen?“ rief er ganz verwirrt.

Sie senkte die Augen. „Ach, es kann doch nur Einer gemeint sein.“

„Aber wie kannst Du wissen, Kind —“

„Er ist da,“ schrie sie mit einem Freudenlaute auf, „er ist wirklich da! O, mein lieber, guter Vater.“ Sie erhob sich im Stuhle und wollte ihm entgegen, sank aber nach wenigen Schritten ohnmächtig zusammen.

Als sie wieder zu sich kam, hielt Christoph Emsdaler sie im Arme, küßte ihre Augen und Lippen und flüsterte ihr zu: „Still nur, — ganz still! Wir bleiben nun bei einander für Zeit und Ewigkeit.“

Es gab in diesem Jahre einen sonnigen, milden März, und im April trieben die Bäume schon Knospen. Ein rechtes Krankenwetter war's. Ob's aber ihm zu danken war, daß Rathchen von Tag zu Tag mehr gesundete und bald wieder rothe Wanglein hatte, oder des Herzogs Leibarzt, Kurisaber, der nun den Freund begleiten durfte, aber immer beruhigte: eine Medicin sei gar nicht erforderlich, — oder Keinem von ihnen, das mag dahingestellt bleiben.

So viel ist ganz sicher, daß am Sonntage nach Ostern die große herzogliche Kutsche, mit vier starken Pferden bespannt, durch die Straßen postelte, um das Brautpaar nach der Schloßkirche abzuholen. Und nicht minder läßt sich verbürgen, daß am Altare, als der Hofprediger den Segen gab, neben dem Rathsherrn Ambrosius Lüttken und Frau Gottliebe Zimmermann der Herr Herzog und die Frau Herzogin standen und aus bewegtem Herzen ihr „Amen“ sprachen.

Nachdruck verboten.

## Im Expreß-Zuge.

Eine Phantasie von Olga Wohlbrück.

„Habe ich sie geträumt oder erlebt, jene seltsame Begegnung, die sich bei aller Flüchtigkeit meinem Gedächtnisse so scharf eingepägt, und der ich die nachfolgenden Zeilen widme?“

Es war Hochsommer, und die Hitze in dem geschlossenen und verhängten Coupé des Expreß-Zuges, der mich von Paris nach Berlin bringen sollte, unerträglich. Ich befand mich bereits auf deutschem Boden und sah ganz allein da, als plötzlich auf einer Station die Waggonthür aufgerissen und eine Dame hereingeschoben wurde, die sich sofort unwillig an den Conducteur, der ihre Reisetasche hielt, mit den Worten wandte: „D, ich hasse die Einsamkeit, um des Himmels willen, ein anderes Coupé!“

„Zu spät, zu spät, wir fahren gleich weiter!“ brummte der Conducteur, warf die elegante Tasche auf den Sitz und schlug die Thür zu.

Im nächsten Augenblicke wurde abgeläutet und der Zug setzte sich in Bewegung. Ich warf einen neugierigen Blick auf die Unbekannte, deren mich völlig ignorierende Neugierung nicht allzu liebenswürdig klang. Es war ein merkwürdig zierliches, pitantes Persönchen, das erkannte man trotz des langen Schleiens und des weiten Ufsters, die Kopf und Gestalt umhüllten. Kaum hatte sie sich vom ersten Schreck über das sonst leere Coupé erholt, so entnahm sie ihrem entzückenden Reise-Recessaire einen kleinen Pulverisator und verspritzte mit der größten Ungenirtheit ein Parfüm, dessen krauser, exotischer Name mir entfallen, dem zufolge aber die trockene Stidluft ein feuchtes, angenehmes Aroma annahm; darauf warf sie ihren roten Spitzenidol mit dem endlos langen Stiele, der ihr bis fast unter die Schultern reichte, in das Netz, entledigte sich ihres Hutes und Ufsters und erschien mir nun, wie sie sich in dem knappenliegenden, raffiniert-einfachen Reiseanzuge anmuthig und lebhaft hin und her bewegte, jünger und mädchenhafter, als es sich mit ihrem sicheren Auftreten vereinbaren ließ, denn, nachdem sie ein Buch aufgeschlagen auf den Schoß gelegt und die Füße weit von sich gestreckt, so daß ich die zierlichsten Stiefelchen zu sehen bekam, die man sich nur vorzustellen vermag, ergriff sie ihre mit sehr langem Griff versehenen Vorkneten und fixierte mich lächelnd mit der liebenswürdigsten Unverschämtheit. — „Wenn Sie mich noch genauer betrachten wollen, können Sie sich ja mir gegenüber setzen!“ bemerkte ich halb ärgerlich, halb belustigt.

„D, mit Vergnügen,“ antwortete sie, durchaus nicht beleidigt und rutschte bis an's Ende der Bank. „Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr ich mich eben über den Conducteur geärgert habe,“ fuhr sie fort und tippte mit der Vorkneten auf das nun zusammengeklappte Buch. Ich warf einen Blick auf den Titel; es war eine französische Uebersetzung der Satiren von Caillat. Sie fing meinen Blick auf und lächelte. „Ich plandere eigentlich viel lieber, als daß ich lese, und je mehr Menschen um mich herum, desto lieber ist es mir. Der Conducteur muß wohl gedacht haben, daß ich die allgemeine Scheu vor Reisegefellchaft theile, als er mich hier hereingeschoben — oder ist diesmal die Strecke überhaupt wenig befahren?“ fragte sie und sah mich nachdenklich an.

„Sie haben diese Route öfter gemacht?“ fragte ich. „Diese und gar manche andere,“ lachte sie. „Also ein weitgereistes Fräulein?“ bemerkte ich. „Ein weitgereistes Fräulein,“ bestätigte sie und lachte dabei so ausgelassen, daß ihr eine Welle von dem rothen Haar (oder war es nur roth gefärbt?) über die Schläfe fiel. „Das ist selten in Ihrem Alter, Sie sind ja noch so jung!“ meinte ich.

„Jung?“ Sie blickte überrascht auf und funkelte mich mit ihren in allen Farben spielenden Augen an. „Nun, eigentlich haben Sie Recht: La femme n'a que l'âge qu'elle paraît avoir, folglich bin ich jung,“ schloß sie und lehnte sich, mich belustigt aus ihrer Ecke anblinzeln, zurück.

Ich fixierte sie. War es optische Täuschung oder sah ich wirklich plötzlich statt des sammetweichen Gesichtchens eines achtzehnjährigen Mädchens das zusammengeschrunzte Antlitz eines alten Weibchens, in dessen Pergamenthaut tausende von kleinen Fältchen eingegraben waren? Ich fuhr mit der Hand über die Stirne und blickte mein Gegenüber dann nochmals scharf an; aber wieder schillerten mich die gefährlichen Katzenaugen belustigt an, und die blendend weißen, spizen Mäusfußhänden knabberten drollig an den carminrothen Lippen.

„Sie sind natürlich Pariserin, das brauche ich gar nicht zu fragen,“ sagte ich nach einer kurzen Pause, da mich die kleine Person zu interessieren anging.

„Wenigstens gelte ich stets dafür,“ antwortete sie, indem sie einem launischen Cigaretten-Cui eine türkische Cigarette entnahm, „in Wirklichkeit bin ich jedoch ein wenig von überall.“

Ich reise alljährlich hinüber nach Amerika und halte mich in allen europäischen Ländern auf, wenigstens in den Hauptstädten derselben; denn vor der Provinz, sehen Sie, habe ich einen Horror. Ich habe dasselbe Vorurtheil gegen sie, als sie gegen mich hegt. In kleinen Städten, zum Beispiel, genügt schon die geringste Sympathie für mich, um das Mißtrauen der Spießbürger zu erwecken. Sie blicken mich erstaunt, fast erschreckt an und befürchten vielleicht, daß es mit mir und meinem Rufe nicht am Besten bestellt — mein Gott! ich will mich gar nicht besser machen, als ich bin. Ein großer Poet, der für unsere Zeit freilich etwas antiquirt ist, behauptet, daß die beste Frau diejenige sei, von der man am wenigsten spreche. Zu den besten zähle ich also nicht, denn gerade von mir wird am meisten gesprochen.“

„Dann sind Sie gewiß eine Künstlerin, wohl gar eine Schauspielerin, denn mit diesen befaßt sich das Publicum ja am meisten!“

Ich war überzeugt, richtig gerathen zu haben, — sie aber sah mich mitleidig lächelnd an, kräufelte verächtlich die Oberlippe und hob das kleine Köpfchen stolz in die Höhe.

„Ich leugne es nicht, daß mir die meisten Künstlerinnen, berühmte und unberühmte, ihre Haupterfolge verdanken, ich aber, vor der sich wirkliche Prinzessinnen beugen, stehe über allen Bühnengrößen. Mir wird nicht nur oberflächlich gebuhldt, mir werden die größten Opfer gebracht; ich gewinne im Handumdrehen, oft durch mein bloßes Erscheinen, eine unberechenbare Macht, gestalte nicht selten das äußere wie innere Wesen der Leute und schmeichle manchmal sogar dem Geizigsten unter ihnen die größten Summen ab.“

Sie hielt inne und stäubte die Asche ihrer Cigarette ab. Trotzdem nicht ein Wort über ihre Lippen gekommen, das frivol oder gar indecent gewesen, so brachte mich doch die allzu freie Redeweise, die Ungenirtheit des Auftretens, das rothe Haar und die unnatürlich frische Färbung der Lippen auf die Idee, daß ich es mit irgend einer berühmten oder berühmten Abenteuerin zu thun hätte. Und als sie nun gar während des Aufenthaltes auf einer Station auf einen verlebten aussehenden Herrn weisend, der in gedehnter Eleganz auf dem Perron herumtrippelte, ausrief:

„Hier sehen Sie gleich Jemand, der mir Tausende und Aber-tausende zu opfern pflegt,“ — da drückte ich mich verschüchtert, um nicht zu sagen, moralisch entrüstet, in die Coupé-Ecke und sagte zu mir selbst:

„Nun ist das Räthsel gelöst, sie ist nichts anderes als —“

„Eine Abenteuerin bin ich auch nicht, daß Sie's nur wissen,“ rief sie schelmisch, als wollte sie meinen unausgesprochenen Verdacht widerlegen. „Uebrigens verüble ich Ihnen Ihre ungünstige Meinung durchaus nicht,“ beilegte sie sich, mich zu beruhigen. „Eine junge Frau, die allein reist, kein degradirtes altes Kleid als Reise-Kostüm benutzt und nicht einige Dutzend Schachteln und Packete mit sich schleppt, — muß ja verdächtig erscheinen. Glücklicherweise bin ich nicht ganz unbekannt und werde außer in Paris gerade in Wien und in dem sich so mächtig entwickelnden Berlin, wo wir ja sogleich ankommen, gewürdigt!“

„Sie sind also auch mit der Berliner Gesellschaft gut vertraut?“ fragte ich schon etwas beruhigter.

„Gewiß, ich zweifle auch gar nicht daran, daß wir in Berlin viele gemeinsame Bekannte haben,“ sagte sie und sah mich dabei eigenthümlich lächelnd an. „So erinnere ich mich zum Beispiel, Ihnen in der Potsdamerstraße Nr. 38 begegnet zu sein!“

„Im Redactions-Bureau?“ dann habe ich wohl eine Schriftstellerin vor mir?“ rief ich erfreut und schickte mich schon an, meiner reizenden Collegin die Hand zu drücken. „D nein, sehe ich denn so aus?“ entgegnete das elegante Persönchen mit selbstgefälligem Lächeln. „Nein, geben Sie sich lieber keine Mühe, — Sie dürften schwerlich errathen wer ich bin. Wollen Sie es aber durchaus erfahren, so schildern Sie mich nur bei Ihrem nächsten Besuche der galanten Redaction, die sich mit mir so eingehend beschäftigt, und dieselbe wird Ihnen bestätigen, daß ich weder eine Theater-Prinzessin, noch eine Abenteuerin oder gar eine Schriftstellerin bin, sondern — die Mode.“

Nachdruck verboten.

## Der Gesundbrunnen.

Aus Mazzatini's „Canti popolari umbri“, deutsch von Xanthippus.

Ein Brunnen ward in Rom gefunden,  
Aus dreizehn Röhrlein thut er fließen.  
Die von ihm trinken, die gesunden,  
Die Kranken all, die sein genießen . . .  
An seinen Flüssen wollt' ich weilen,  
Daß sie mein Siechthum möchten heilen . . .  
Ich trank und trank — für Liebeswunden,  
Das Wasser ist noch nicht gefunden.





Nachdruck verboten.



Eine kostümgeschichtliche Studie

von

August von Heyden.

Mit fünfzehn Abbildungen  
nach Originalen von B. Schöndorff,  
A. von Heyden und nach alten  
Kupferstichen.



Warum nur die Thorheit der Menschen diese selbst lebhafter und allgemeiner interessiert, als das Vernünftige, von dem doch auch täglich ein gutes Theil geschieht, so fragte ich mich, als ich in Wien die Wachtparade unter den Klängen des Gigerl-Marsches aufziehen sah, als ich die Bilder dieser Geden in allen Schaufenstern fand und sie mir am Abend im Prater in so und so vielen witzigen und witzlosen Couplets von Neuem begegneten. Ich hatte die persönliche Bekanntschaft dieser Gigerl\*) bereits gemacht, wie sie sich auf den knappen Stühlen der Cafés am Rärnthnerring in Permanenz erklären, ihre Beine mit aufgestreifteten Hosen über einander schlagend, dem Vorübergehenden die spitzen Sohlen ihrer unförmlichen Schuhe zeigen. Das Monocle im Auge, gloßen sie mit dümmem, blödem Ausdrucke, der durch die in's Gesicht gekämmten Haare und den in den Nacken gedrückten kleinen Hut vermehrt wird, über ihre Zeitung, die sie nie wirklich lesen. Geht eine Dame vorüber, der sie die Ehre der Beachtung gönnen, freilich eine Ehre von etwas zweifelhaftem Werthe, so ziehen sie die Mundwinkel in die Höhe und streichen den geschnittenen Bart.

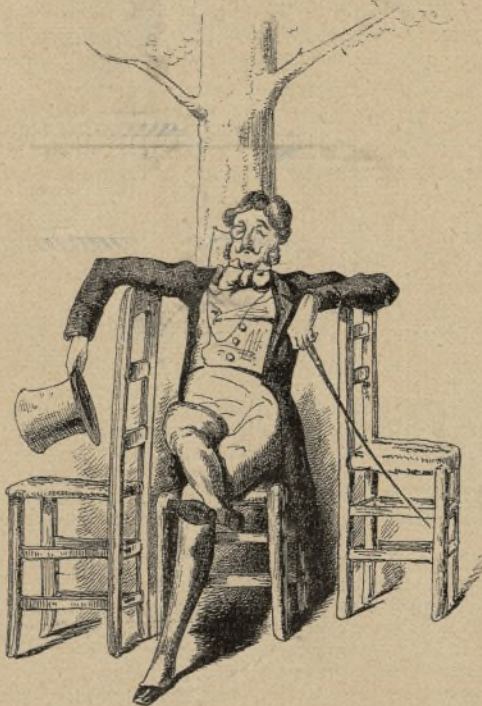
\*) Die Ableitung des Wortes Gigerl, entweder von Gek-Gekel oder Gokel, Hahn, will ich nicht versuchen.



Ernst Dismas Adolph Freiherr von Schiebelbein, eleganter Lebemann, Ehren-Präsident des „Vereins zur Förderung guten Geschmacks in den unteren Volksschichten“ etc., vollendetester Cavalier, jeder Zoll ein Baron, für den Bürgerlichen unnahbar.

Vielleicht erhebt sich auch der Gigerl und folgt mit schlotterndem Gange dem schönen Magnete, bis ein Gleichgesinnter ihn mit einem langgezogenen „Servus“ begrüßt und, den Ellbogen bis zur Schulterhöhe hebend, die Hand rückt.

Ich muß bekennen, daß ich mich anfangs, für diese Gekerei zu interessieren, weil sie so unglaublich lächerlich und erheiternd wirkt. Zu meinem Troste wußte ich ja, daß es schon Leuten meines Schlages ebenso gegangen sei. Der Zufall führte mir zudem eine ganze Anzahl allerliebster Zeichnungen des Wiener Gigerlthums zu, die in beifolgenden Holzschnitten mit den kurzen Erklärungen des kunstliebenden Freundes der Ergöglichkeit unserer Leserinnen nicht vorenthalten werden sollen. Mit der Beantwortung der eingehenden aufgestellten



Achilles Freiherr von Pumphausen, Senior und Chef dieser alten und weitverzweigten Familie. Gedankt sich auf die Güter — seiner Freunde zurückzuziehen, um dort standesgemäß zu leben. Sein Einfluß auf den jungen Nachwuchs der Gesellschaft ist überall ein nachhaltiger und fruchtbringender.

Frage aber kam ich zu Resultaten, welche, da ich nun eben selbst so viel Interesse für diese Thorheit gewonnen hatte, aus Vorsicht und verzeihlicher Eigenliebe verschweigen will. Mit der Lösung psychologischer Probleme ist's bei mir ohnehin nie weit her gewesen.

Aber ich fragte mich: ist der Gigerl mit seinem, die ganze Figur verzerrenden Anzuge, dem überhöhen Halsragen, der dem Kopfe jede vernünftige Bewegung raubt, mit seinem zu



Chevalier de St. Agathe, Seebad-Gigerl, trefflicher Ruderer, amüsantester Gesellschafter, Hochstapler.

kurzen oder zu langen Röcke, den engen Ärmelchen, den Handschuhen entweder im Hosenausschlage oder auf dem Hute oder sonst wo, aber jedenfalls immer da, wo sie nicht hingehören, zwar jedenfalls ein Gek, aber ein Stutzer im gewöhnlichen Sinne des Wortes? Der Stutzer will schön sein, will sich vortheilhaft auszeichnen. Das aber kann beim Gigerl nicht der Fall sein; so verblendet ist doch kein Auge, daß es solche Verzerrungen der menschlichen Gestalt schön finden könne. Doch der Gigerl findet sich nicht schön, sondern nur „pschütt“. Auch der Gigerl will auffallen, will sich durch seine Erscheinung hervor- thun, aber er fängt es auf besondere Weise an. Er vermeidet sorgfältig an seinem Anzuge alles einfach Vernünftige und dressirt seine ganze Erscheinung auf Häßlichkeit und Lächerlichkeit.



Demeter Teitelbaumescu, rumänischer Bojar, im Winter stets in Paris (mit Hammel-Transport), gilt in Rumänien als Franzose, in Frankreich als Rumäne.

Das ist freilich eine sehr sonderbare Marotte, sie ist jedoch durchaus nicht neu.

Da beschreibt zum Beispiel um das Jahr 1380 ein alter Chronist die Erscheinungen seiner lieben Wiener Landsleute, der damaligen jeunesse dorée, so deutlich, daß wir ihnen fröhlich zurufen könnten: „Grüß Euch Gott, ihr lieben Gigerl!“ Wir entlehnen das Citat wörtlich Jacob von Falke's vortrefflicher Kostümgeschichte:

Jeder kleidete sich nach seinem Eigendünkel, Einige trugen Röcke von zweierlei Tuch, bei Anderen war der linke Arm weiter als der rechte, ja sogar bei Manchen weiter, als der ganze Rock lang war. Andere hatten beide Ärmel von solcher Weite, wieder Manche zierten den linken Ärmel auf verschiedene Weise, theils mit Bändern von allerlei Farbe, theils mit silbernen Röhrlin und seidenen Schnüren. Dann trugen Einige auf der Brust einen Tuchfleck von verschiedener Farbe, mit silbernen und seidenen Buchstaben geziert. — Wieder Andere ließen sich die Kleider so eng machen, daß sie solche nicht anders, als mit Hilfe Anderer und mit Aufklopfung einer Menge Knöpfelein, womit der Ärmel bis auf die Schulter, die Brust und der Bauch ganz befestigt waren, an- und ausziehen konnten. Andere trugen Kleider, die um den Hals und die Brust so weit ausgeschnitten waren, daß man einen ziemlichen Theil von Brust und Rücken sehen konnte. Einige saßten den Saum der Kleider mit andersfarbigem Tuche ein, Andere machten statt der Einfassung viele Einschnitte in die Enden der Kleider. Man fing durchgehends an, Kapuzen an den Kleidern zu tragen. — Manche trugen wenigstens Haare, andere theilten dasselbe, wie die Juden, und flochten es, wie die Gumanen. — Man verkürzte an den Oberrocken die Ärmel so viel, daß sie nur bis an den Ellbogen reichten, von da aber ließen sie einen Lappen wie ein Fähnlein herunterhängen.

Wenn ich noch hinzufüge, daß der Modeherr seine Figur durch unmäßige Auspösterung an Brust und Hüften verunstaltete, „also, daß der Mann so wohl gebrüst wäre, gleich einer Weibsperson“, wie ein anderer Chronist sagt; daß Andere den Rock wiederum in lauter Falten, und einen reichen Gürtel fast unter der Mitte des Leibes legten, die Ärmel aber seitwärts aus weiten und langen, unten geschlossenen und ausgepösteren Säcken hervortreten ließen, daß Viele die Schwänze ihrer Kapuzen fast auf den Boden schleppen ließen und die Letzteren über dem Gesicht mit Knöpfen schlossen, so haben wir hier schon das echte, unverfälschte Gigerlthum, welches, wie der streitbare Magister Andreas Musculus fast 200 Jahre später sagt, die schlimmste von seinen acht schweren Sünden begeht „wider das Ebenbild Gottes, darnach der Mensch geschaffen“.



Bicomte Gaston de Moranville; des Lebens Ziel, des Lebens Zweck: eine reiche Partie.





August Michelmaier, Sohn der Brauerei-Firma gleichen Namens, bewegt sich mit Vorliebe in aristokratischer Gesellschaft, verwechselt gern durch Zufall die Visitenkarten seiner Freunde mit seinen eigenen, wird von Baron Pumphausen auffallend protegirt.

Daneben oder bald darauf kam wieder eine andere Gigerlmode auf; da machte man durch unformliche Kopfbedeckungen und durch Toupieren der Haare die Köpfe groß, und durch Wülste an den Oberarmen die Schultern breit; die Taillen des kurzen Rockes schnürte man ein; die Hosen wurden so knapp und straff angezogen, daß man weder laufen noch springen konnte. Die Hände aber waren durch den trichterförmig sich erweiternden Ärmel fast verdeckt, und die Füße bekamen durch lange Schnabelschuhe, die man auf Holzsohlen, sogenannte Trippen, stellte, ungeheuerliche Dimensionen. Ja man legte

Draht in die Spitzen, bog sie in die Höhe und hängte eine Schelle daran. Um den Hals trug man oft einen schweren, breiten Ring von Silber oder Zinn mit Schellen, „wie ein englischer Schäferhund“. Vor Allem aber vermied man Gleichmäßigkeit in Schnitt und Farbe auf beiden Seiten des Leibes.

Als die Stürme der Reformation über Europa brausten und die mittelalterlichen Ideen und Institutionen zerschlugen und zertrümmerten, wie sie es ebenso an den Kleidern thaten, entstand auch ein Gedanktum, das der Landsknechte. Aber ich möchte diese wilden, breitgeschulterten Kerle doch keine Gigerln nennen, weil in ihnen eine männliche Kraft, eine innere Gesundheit frohete, welche die krankhafte Unnatur, die eine Haupteigenschaft

Bratenschüssel griff, um ihren Teller zu versorgen. Dabei gab man den Kleidern so leuchtende Farben und machte sie so bunt, daß ein echter Stuger zehn bis zwölf verschiedene Töne an seinem Kleide trug.

Wenige Jahrzehnte später konnte man in Deutschland allorts den Gigerl in neuer Auflage sehen. Es war der berühmte „Monsieur Alamode“. Der dreißigjährige Krieg legte durch die deutschen Gauen. Da hieß es:

„Weil wir leben in den Krieg  
Muß ich alle meine Sachen,  
Wamfesärmel, Kleid und Schöß  
Nach der Rüstung machen lassen.“

Kriegsmäßig kleidete sich nun der Gek mit langem Kaufdegen, mit mächtigen Reiterstiefeln und klirrenden Sporen, auch wenn der Gaul für ihn ein gefährdetes, wildes Thier war, dem er sorgsam aus dem Wege zu gehen pflegte. Die Kleider hingen bauchig am Körper, die Taille saß dicht unter den Armlöchern des Büffelwamfes. Wild flatterten die Haare unter dem breiten, reich befiederten Schlapphute hervor, Knebel- und Kinnbart durfte nicht fehlen, und an einem besonders langen Haarschopfe hing ein sogenanntes Faveur, ein Andenken an eine Liebhaft, ein mit einer Schleife versehenes Kleinod, das man



Leopold Ritter von Bernstein, Sohn des Erfinders und Fabrikanten jenes trefflichen Patronentaschen-Lades, der jede Arme unüberwindlich macht. Leopold, — erst kürzlich geabelt, — ist gern gesehener Gast in allen Singpielbällen und Spezialitäten-Theatern.

ebensowenig auf seine Echtheit, wie auf seine Herkunft prüfen durfte. Das waren echte Maulhelden, welche jeden Satz mit drei Glücken begannen, das r schnarnten und mit dem Degen raffelten, aber jeder Gelegenheit aus dem Wege gingen, wo sie ihn hätten ziehen müssen.

Aber es ist Alles vergänglich; auch Monsieur Alamode wurde zu Grabe getragen, und es kam die Zeit, da Ludwig XIV. durch Decret vom Jahre 1686 die Perrückenmacher zu akademischen Künstlern erhob. Damals lebten zwei echte Gigerl am Hofe von St. Germain, MM. de Montauron und Gaston Rogaret, Herzog von Candale, von welchem Letzteren der hochheilige Cardinal von Rez nichts Anderes zu rühmen wußte, als die Größe des Spitzenbesatzes seiner Hosen. Zu diesen gesellte sich noch Langlee, ein unbedeutender Emporkömmling, der aber mit seinen Mode-Erfindungen Frankreich und somit die Welt beherrschte. Selbst der König ordnete sich den Phantastien dieses erfindungsreichen, aber doch geschmacklosen Kopfes unter, den man gewissermaßen den Mode-Minister des Königs nennen könnte, denn Ludwig war viel zu klug, um seine Person selbst der schwankenden Welle der Modemacherei anzuvertrauen. Wir geben in beifolgendem Holzschnitte ein Bild eines Gigerl etwa aus dem Jahre 1665 mit dem kurzen Justaucorps,



Josef Anton Garnmacher, Disponent der Firma J. B. Zweizangen und Söhne. In allen seinen Restaurants von den Kellnern hochgeschätzt, giebt bedeutende Trinkgelber, wenn er „Herr Baron“ angesprochen wird. Wurde schon zweimal mit einem wirklichen Baron verwechselt.

den Rheingraf-Hosen und den Spitzen-Manschetten, und machen besonders auf die wunderbar geschmückten Schuhe aufmerksam. Sie waren die Erfindung des Schusters Leistrange, dem dieselbe nicht nur einen Platz in der Portrait-Gallerie berühmter Männer, ein adeliges Wappen, sehr viel Geld, sondern auch sehr viel Aerger eintrugen, weil der Künstlerneid der Kollegen ihm hart zuwies. Der üppige Kopfschmuck gehörte noch keiner Perrücke an, sondern ist natürliches Haar, einige kleine Fälschungen vorbehalten, weil die Perrücke erst nach 1673, als Ludwig XIV. seinen eigenen Haarschmuck, seinen Stolz, schwinden sah, zur allgemeinen Mode wurde.

Die Zeiten wurden andere; die Revolution warf ihre Schatten düster und unheimlich voraus, und die Luxus-Steuern des Herrn von Silhouette machten die Kleider theuer. So wurden diese enger und knapper; aber die Gekerei starb darum nicht aus. Der Gigerl stolzte mit unformlichem Muffe, in feinem Habit und feinen Hosen und Strümpfen umher; der Graf von Artois besetzte sein Kleid mit Knöpfen, deren jeder



Französischer Stuger zur Zeit Heinrich III. von Frankreich. Um 1580.

des Gigerls ist, von sich gestoßen hätte. Als aber der unmännliche Valois Heinrich III. den Thron von Frankreich bestieg, da entstanden wieder die echten Gigerl.

Das dick wattirte Wams stieg oben bis zur Kinnlade, unten erreichte es mit fest gepolsterter Spitze als Gansbauch fast die Theilung der Beine. Die Hüften wurden durch Wattierungen zu weiblicher Breite gebracht. Ohrringe und kostbare Breloques auf der Stirn berechtigten zu dem Spottnamen der Hermaphroditen, die man dem Könige und seinen Mignons gab. Dabei legte sich ein unmäßig großer, steifer, gewaltiger Kragen um den Hals, für den der König eine eigene Stärke erfand und höchst eigenhändig als „godronneur de sa Majesté“ anwendete. Diese Kragen waren so groß, daß man ihnen die Nothwendigkeit zuschreibt, sich der Gabel beim Essen zu bedienen, was dem Hofe des letzten Valois als eine ganz besondere Gekerei angerechnet wurde, denn die Gabel war damals noch so wenig im Gebrauche, daß die schöne Herzogin von Beaufort bei einem Diner, während ihr der ritterliche Heinrich III. die eine Hand küßte, mit der anderen in die



„Le suprême bon ton“. Karikatur aus der Zeit des französischen Directoriums. 1793—1799.

eine Uhr war, und der Kopf der verkleinerten Perrücke nahm, mindestens in Deutschland, siegreich den Kampf mit dem Haarbentel auf. Man trug sogar hölzerne Köpfe, so daß diese in der Reichs-Armee verboten wurden. Dann kam die Revolution und brachte ganz neue Formen, und mit ihnen auch andere Geden. Camille Dmoulin und Robespierre streiften in ihrer extravaganten Eleganz schon etwas an den Gigerl. Aber diese Muscadins hielten immerhin noch Ordnung in ihrer Erscheinung. Sie wollten sich durchaus nicht verunstalten und thaten es auch eigentlich nicht, wenn sie die Perrücke durch ihre lang herabhängenden Haare ersetzten, oder den Kopf kurz schoren, wenn sie das Habit des Hofmannes durch den hochausgeschmittenen Frack, den zierlichen Schnallenschuh durch den Bänderstiefel oder den zugespitzten Stulpstiefel ersetzten. Im Gegentheil, die Mode suchte das Natürliche und Naturgemäße, wenn sie es auch unter Führung des phantastischen, phylisterhaften David nicht finden konnte.

Da endlich brachte die Zeit des Directoriums die unzweifel-





Französischer Student um 1865.

haften Ahnen unserer Wiener Gigerl, die Incroyables, denn bei ihnen trat das Bestreben offen zu Tage, ihre ganze Erscheinung nach der Seite des Hässlichen, des Montrosen zu bilden; die ganze Gestalt wurde auf die eines mißgestalteten Grotins zugelegt. Durch wild über das Gesicht hängende, lange Haare, den ungefalteten, großen Hut und ein das Gesicht bis über das Kinn einhüllendes, dick und wulstig umgelegtes Halsstuch wurde der Kopf vergrößert, während die kurze Weste, das Herausfrühen der Taille des Rockes und das Emporziehen des Beinkleides mittelst der eben erst erfundenen Hosenträger den Oberleib kurz erscheinen ließ. Im Gegensatz dazu verlängerten die fast über die Finger herabreichenden Ärmel den Arm zum Affenartigen. Dabei schlotterten alle Theile des Anzuges faltenreich und unorganisch am Körper; das helle Beinkleid wurde am Knie über den gestreiften, herabhängenden Strümpfen nicht geschlossen, obwohl Knöpfe oder Schnallen dazu vorhanden, und der Schaft des spitzen Stiefels war viel zu weit. Racine bringt in seinem Kostümwerke die Copie eines Bildes der Pariser Gesellschaft im Bois de Boulogne aus der Zeit des Directoriums, welches geradezu Unglaubliches in Bezug auf Hässlichkeit der Tracht leistet. Nicht ganz so schlimm, aber immer noch schlimm genug, war die Erscheinung der Männer auf einer Zeichnung, welche die vorjährige Kunstindustrie-Ausstellung in Salzburg uns zeigte, ein Spaziergang im Prater. Von da bis zu unseren heutigen Gigerln ist nur ein kurzer Schritt. Die Formen sind andere; die Sache ist dieselbe.

Der Wiener kennt auch schon weibliche Gigerl. Einmal den Begriff aufgenommen, will es uns scheinen, als ob wir diese nicht nur in Wien suchen sollten, und als ob sie in ihrer Eigenthümlichkeit, sich um Ursprung und Zweck des Kleides nicht zu kümmern und die Schönheit der Formen und Verhältnisse des menschlichen Körpers zu verzerrern, häufiger und viel weniger an ihre Wiener und Pariser Heimath gebunden seien, als ihre männlichen Namensvettern. Aber wir sind zu höflich, um das schöne Geschlecht in eine so wenig schmeichelhafte Betrachtung zu ziehen — für jetzt! — Wir wollen es aber nicht versprechen, daß wir immer so tugendhaft bleiben werden. Vielleicht bietet sich einmal Gelegenheit, uns auch mit dem weiblichen Gigerl eingehender zu beschäftigen.



Nachdruck verboten.

## Entdeckt.

Novellette von D. Dunder.

Es ist gleich halb acht Uhr, Fritz; wenn Du noch in den Club gehen willst...? Er dehnte sich behaglich auf dem breiten Divan und sah mit halbverschlafenen Augen zu ihr auf. „So spät schon, kleine Frau? Wahrhaftig, ich muß fest geschlafen haben,“ und dabei schloß er die Augen auf's Neue.

Sie rüttelte ihn sanft und lachte dabei mit ihrer frischen jungen Stimme auf; es klang wie das Gurren einer Taube. „Kaulpelz Du, ermuntere Dich, was werden Deine Statfreunde sagen, wenn Du so spät kommst!“ „Nat... ja freilich, ach, weißt Du, Kindchen, ich werde gar nicht gehen.“

Die junge Frau fuhr zusammen. Ein Zug von Sorge, Enttäuschung, Angst legte sich um ihren hübschen Mund.

„Nicht gehen?“ fragte sie gebannt, „aber Fritz, Du sagtest doch noch gestern auf's Bestimmteste —“

„Wem sagte ich etwas auf's Bestimmteste?“

„Mir, Fritz.“

„Ach, Du, kleine Frau,“ lachte er neckend, „das hat nichts zu bedeuten, wenn ich's nur Niemand sonst auf's Bestimmteste gesagt habe... ja was denn eigentlich?“

„Daß Du heute in den Club gehen würdest.“

„Ach so, nun, wenn's weiter nichts war,“ und dabei schloß er die Augen auf's Neue.

Sie trat von ihm fort, blickte verstohlen nach der Uhr auf dem Schreibtische, seufzte, und schritt mit kleinen, unruhigen Schritten im Zimmer auf und ab, während er, immer noch mit geschlossenen Augen, mit der Hand in die Luft griff.

„Wo steckst Du denn, Lilli?“

„Hier, Du unartiger Mann.“

„Und was machst Du da hinten, wenn ich fragen darf?“

„Ich denke nach.“

„Alle Achtung, und worüber?“

„Ueber die Unbeständigkeit der Männer.“

„Bravo, kleine, komm her; für diese, zwar etwas posthume Erkenntniß sollst Du einen Kuß haben.“

„Und wenn ich ihn nun nicht will?“

„Oho!“ und mit einem Satz war er vom Divan aufgesprungen und verschloß mit seinem Munde ihre schmolldend verzogenen Lippen.

„Ich bin Dir böse.“

„Weil ich nicht in den Club will?“

„Weil Du wortbrüchig bist.“ Sie sah ihn mit bittenden Augen an: „Geh' Schatz, ja? Willst Du?“

„Du bist wunderbar, Lilli,“ sagte er betroffen und ließ die Hand fallen, die er zärtlich in der seinen gehalten, „sehr wunderbar. Sonst pflegtest Du zu jubeln, wenn ich freiwillig oder auf Deinen Wunsch, auf Deinen Wunsch, Lilli, den Club-Abend oder Aehnliches ausgab. Und heute... übrigens ist es mir in letzter Zeit schon öfters aufgefallen, daß Du mein Fortgehen Abends ziemlich gleichmüthig aufgenommen, während Du früher, — wenn Dir meine Gesellschaft...“

„Aber Fritz, ich bitte Dich!“ Sie war tief in den Schatten des Zimmers zurückgetreten, damit er die Thränen nicht sehen sollte, die ihr in den Augen standen. „Wie kannst Du mir?...“

„Es sieht danach aus.“

„Und wenn auch, ich versichere Dich, es hat einen ganz, ganz anderen Grund,“ fuhr sie, um ihn zu beruhigen übereifrig heraus; und dann, in der Sorge, zu viel gesagt zu haben, wieder einlenkend: „Das heißt, ich meine —“

„Was meinst Du?“

„Daß alle Männer gern manchmal ohne ihre Frauen ausgehen, und daß, — und daß —“

„Und daß?“

„Daß, wenn sie's nicht thun, es gleich auf die Frauen kommt, und es heißt, sie ließen ihre Männer nicht fort, und von den Männern, sie ständen unter dem Pantoffel, — ja wohl, Du brauchst nicht mit dem Kopfe zu schütteln, es ist so, und ich will nicht, daß Deine Freunde so etwas von Dir sagen sollen, und von mir auch nicht, und darum, darum, lieber süßer Fritz, gehst Du heute mir zu Liebe in den Club, und zwar, — mit einem ängstlichen Blick auf die Uhr, — „schnell, ganz schnell, damit sie nicht einmal sagen können, Deine kleine Frau habe Dich verhindert, pünktlich zu sein.““

In dem befriedigten Gefühle, endlich etwas gefunden zu haben, was sein berechtigtes Unbehagen beschwichtigen konnte, hatte sie sich so in Eifer gesprochen, daß ihre Wangen purpurin erglühten, und als sie sich nun an ihn schmeigte und ihn mit ihren aufgeregten blauen Augen bittend ansah, küßte er sie, von ihrem Anblicke bezwungen, verheißt und beruhigt auf den Mund, und deutete ihre plötzliche Erregung aus dem guten Willen, den er in der ersten Zeit ihrer Ehe zuweilen vergeblich von ihr erbeten, ihn nicht in seiner Freiheit zu beschränken.

Wenige Minuten später war er auf dem Wege zum Club. „Zehn Minuten vor acht. Gott sei Dank. Noch war nichts verloren!“

Die junge Frau ging in ihr Schlafzimmer, klingelte ihre Jungfer und legte mit Hülfe des Mädchens in großer Eile ihr Hauskleid ab und ein durchsichtiges, weißes Spitzenkleid an, das ihre schlank, mädchenhafte Gestalt eng umschloß. Dann befestigte sie mit hastigen Fingern ein paar dunkelrothe Rosen in dem vollen aschblonden Haarputz, während die Jose sich noch an den Falten des Spitzenkleides zu schaffen machte.

Da wurde leise an der Klingel gezogen. Ein verständnißvoll fragender Blick in das Auge der Herrin:

„Ja, aber recht schnell, daß Niemand ihn auf der Treppe bemerkt, und dann gleich in mein Boudoir. Es ist doch Alles hell?“

„Ja, gnädige Frau.“

„Halt, noch eins, die Köchin ist ausgegangen?“

„Ja, gnädige Frau.“

Als Lilli einige Augenblicke später ihr kleines, trauliches Boudoir betrat, fand ein junger Mann, der kaum die erste Hälfte der Zwanzig erreicht haben mochte, vor ihrem Photographietische, blätterte zwischen den Bildern umher, und eilte, als er die junge Frau gewahrte, mit stürmischer Freude auf sie zu.

„Danke, tausend Dank, liebste Lilli, daß ich endlich einmal wieder kommen durfte! Wie habe ich mich danach gesehnt! Je näher ich dem Ziele bin, desto ungeduldiger werde ich, es zu erreichen.“

„Bransekopf!“ sagte sie lachend, und fuhr ihm mit der Hand leicht über den dunkeln Vordenkopf, „nur ein wenig Geduld noch und wir sind am Ziele. Weißt Du übrigens,“ fuhr sie gehaltener fort, „daß es heut' beinahe ein schreckliches Unglück gegeben hätte, Hans? Mein Mann wollte durchaus nicht in den Club.“

„Das wäre furchtbar gewesen! und wie hast Du's angefangen, daß er dennoch gegangen, schlaues Weibchen?“ — Sie erzählte ihm erröthend, wie sie sich herausgewunden.

„Aber weißt Du,“ fügte sie wichtig hinzu, „Mühe hat's gekostet, und dann, er hat mir leid gethan, es bleibt doch immer eine Unwahrheit. Ich wollte, Hans, wir wären erst aus all diesem Gängen und Bangen heraus.“

„Ich auch,“ bestätigte er seufzend. „Und nun laß Dich anschau'n, daß wir die kostbare Zeit nicht verlieren!“

„Wie schön Du heute bist!“ fuhr er fort, „wie lieblich die Rosen zu Deinem blonden Haar stehen! So — nur noch etwas tiefer hinein mit den Blumen in die goldene Krille.“ Und seine Finger verwirrten sich in das seine Gespinnt. „... Und nun komm hier auf den alten, schon so traulichen Platz, — aber ein wenig lächelnder darfst Du mich wohl anblicken, Lilli!“

Und dann trat er zurück, nahm das schitzende Tuch von einer aufgespannten Leinwand, rückte ein wenig an den an der Wand angebrachten Reflectoren und begann eifrig nach dem reizenden Frauenbilde vor ihm zu malen.

„Darf ich sprechen, Hans?“

„Ich bitte sogar darum, Lilli.“

„Glaubst Du, daß er uns verzeihen wird?“

„Ich hoffe es von ganzer Seele!“

„Ach, wär't Ihr nur nicht gar so sehr im Grolle geschieden!“

„Zu beklagen, aber nicht zu ändern!“

„Wenn Ihr gute Freunde geblieben wäret, würde er uns eher vergeben.“

„Möglich, Lilli.“

Er führte das ganze Gespräch mechanisch, gänzlich in seine Arbeit vertieft, die ein kleines Meisterstück zu werden versprach. Ein Seufzer von ihrem Munde schreckte ihn nach einer schweigenden Arbeitsstunde aus seinem Schaffen.

„Bist Du müde, Lilli?“

Er sandte ihr einen besorgten Blick hinüber.

„O gar nicht, aber ich wollte Dich bitten, Hans, bleib' nicht zu lange. Ich habe eine Ahnung, als ob Fritz heut' früh nach Hause käme, und wenn er Dich hier fände, wäre Alles verloren.“

„Ich gehe, so bald Du willst, Liebe. Was ist's jetzt an der Zeit?“

„Schon halb zehn,“ und sie sprang auf, — „geh' lieber gleich, Hans, ich bin so unruhig geworden.“

„Geh' das Haus geschlossen ist? Der Portier wird mich bemerken!“

„O, der giebt so genau nicht Acht, und dann, was thut das?“

Er legte Pinsel und Palette hin.

„Schade! wir hatten heut' Beide unsern guten Tag. Noch zwei solche Sitzungen, und das Bild ist fertig! Nun, wenn's denn sein muß, so leb' wohl, Lilli, meine Liebe, kleine Glücksfee!“

Sie schüttelte zweifelnd das blonde Haupt.

„Ob ich's in Wahrheit sein werde!“

Er neigte sich und küßte sie leicht auf den Mund.

Dann ging er, kaum hörbar, wie er gekommen.

Sie sah ihm einen Augenblick besorgt nach und machte sich dann daran, das Zimmer wieder in seinen gewohnten Stand zu setzen.

Mit großer Emsigkeit hatte sie soeben die Thür ihres heimlich ausgeräumten Bücherchranks, in den sie die Leinwand wieder verborgen, abgeschlossen, als die Jungfer aufgeregte und ängstlich hereingestürzt kam.

„Gnädige Frau, der Herr! Ich habe ihn soeben schließen hören!“ Lilli wurde bleich.

„Mein Gott, und ich in diesen Kleidern, — schnell in mein Schlafzimmer!“

„Unmöglich, gnädige Frau, der Herr ist schon im Wohnzimmer, hören Sie nicht? Sagen Sie, Sie hätten anprobiert, die Schneiderin sei dagewesen! So, nur die Rosen fort!“ — und mit einem raschen Griff hatte die geschickte Jose die dunkelrothen Blüten aus dem blonden Haar gezogen und in ihre eigene Tasche versteckt.

Lilli hatte nur noch Zeit, dem Mädchen zuzurufen: „Sag' Du es ihm von der Schneiderin, ich kann nicht,“ — als die Thür zu ihrem Boudoir geöffnet wurde, und Fritz über die Schwelle trat.

„Hier steckst Du also, kleine Frau?“ Dann wich er betroffen zurück. „In Weiß? Warst Du in meiner Abwesenheit in Gesellschaft, oder wolltest Du —?“ Die Gegenwart des Mädchens hinderte ihn, mehr zu sagen. Als die junge Frau stumm blieb, lachte die Jungfer gezwungen auf. „Aber gnädiger Herr, in Gesellschaft, — die gnädige Frau ohne Sie! Gnädige Frau hat anprobiert. Die Schneiderin ist erst eben fortgegangen. Haben gnädige Frau sonst noch Befehle?“

Da die junge Herrin wiederum nur stumm den Kopf schüttelte, verließ das Mädchen eilig das Zimmer.

Die Zurückgebliebenen verharrten einige Augenblicke in einem drückenden Schweigen. Dann trat Fritz dicht an die junge Frau heran, die in den Fautenil gesunken war, in dem sie vorher dem Maler gegenüber gesessen. Er hob ihren gesenkten Kopf sanft mit der Hand und wandte ihn dem seinen zu.

„Hast Du mir nichts zu sagen, Lilli?“

In ihren Augen standen Thränen.

„Nein,“ sagte sie leise, kaum hörbar, und eine dunkle Gluth färbte das eben noch so bleiche Gesicht.

Er trat von ihr zurück, schritt mehrere Male in dem kleinen Zimmer auf und nieder, und sagte dann, scheinbar mit vollkommener Ruhe:

„Komm zu Tisch. Ich habe noch nicht gegessen. Die Salatpartie war nicht vollständig; wir haben nur ein wenig geplaudert und dann bin ich gegangen.“

Sie athmete auf. So war er nicht aus Mißtrauen, sondern durch einen Zufall so früh zurückgekehrt. Ein zuverfichtliches Lächeln spielte um ihren hübschen Mund.

„Gleich, Fritz, ich will mich nur schnell umkleiden.“

„Weshalb? Ich bitte Dich, bleibe so,“ und mit einem zweifelnden Groll, den sie in der Freude wiederkehrender Sicherheit überhörte, fuhr er fort: „ich dachte doch, ich hätte das erste Recht, Dich schön zu sehen.“

„Schmeichler!“ sagte sie lachend, und hing sich in seinen Arm; „so komm, ich habe Hunger!“

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

## Womit sollen unsere Kinder spielen?

Von Margarete Henke.

Die Frage dürfte eine sehr verschiedenartige Beantwortung erfahren. Die sparsame Frau des Mittelstandes gedenkt bei derselben vielleicht der Fünzigpfennig-Bazare, wo für einen Spottpreis so unzählige, reizend aussehende Spielsachen zum Kaufe laden, während die Frau der vornehmen Welt die feinen Spielwaaren-Läden im Auge hat, die zu jedem neuen Weihnachtsfeste neue, selbst dem verwöhnten und überfüllten Kinde unbekannte Spielgeräthe und Unterhaltungs-Spiele feil bieten. Ich muß der Ersteren lebhaft widersprechen, kann mich aber der Letzteren auch nicht unbedingt anschließen. Die Fünzigpfennig-Bazare bergen in ihrem Inneren für den oberflächlichen Beschauer eine Unmenge niedlichen und zierlichen Spielzeuges. Wer aber genauer betrachtet und dabei bedenkt, daß derbe Kinderlästchen mit diesen flüchtig geformten, nothdürftig angestrichenen, elenden Sachen hantieren sollen, für den kann solch ein Bazar nur eine Art von Schaengericht sein, eine Illustration zu dem im Kindermunde geläufigen und so häufig vor Kindern ausge-



sprechen: „Alles ansehen, aber nichts anfassen!“ Wie leid thut mir doch ein kleines Knechtchen, das mit Jubel ein dem fünfzigjährigen Bazar entstammtes Spielzeug in Empfang nimmt und vielleicht schon am folgenden Tage mit Thränen an den Trümmern des geliebten Gegenstandes trauert! Denn ein gewöhnliches Kind gewinnt sein Spielzeug, falls dasselbe dem Verständnis des Kindes angemessen ist, sehr bald lieb. Wie traurig darum, es so schnell wissen zu müssen, und wie wenig ein sichtslos von den Eltern, diese natürliche Liebe so schlecht zu belohnen! Vielmehr sollten Eltern und Erzieher sich bestreben, dieser Liebe und Achtung, die das gesunde Kind, — gesund im Gegenjuge zu den durch Ueberfütterung angekränkelten Kindern, — seinen Spielsachen entgegenbringt, nicht nur nicht entgegenzusetzen, sondern diese Empfindungen noch zu verstärken. Das kleine Mädchen, das nicht einschlafen kann, weil es seine Puppe nicht zu Bett gebracht, der muthwillige Knabe, der sein Pferdchen regelmäßig füttert, es gewissenhaft striegelt und mit Zärtlichkeit liebt, — werden sie nicht einst pflichttreuere und liebevollere Menschen werden, als die grausame Kleine, die ihre Puppen schlägt und unangekündet herumliegen läßt, oder der Wildfang, der seinem Pferde den Schwanz ausreißt und es mit Züchtigungen zum Gehorham treibt?

Wir, meine Geschwister und ich, hatten ein aus Holz gefertigtes Kinderstühlchen mit einem rohgeschlochtenen Sige. Als kräftige Kinderfüßchen den Sitz eingebrückt, wurde er durch ein Holzbrett ersetzt, und heute hat schon die zweite Generation in diesem Stühlchen so manche Stunde ihres freudigen und tränenreichen Kinderdaseins verbracht, und es paßt nur noch das Knechtchen hinein. Natürlich hat das kleine Möbel im Laufe der Jahrzehnte mehrmals eine neue Polster erhalten, aber es ist doch immer noch unser Stühlchen, und die Kinder machen große Augen, wenn sie hören, daß wir Großen und Alten auch einst so klein, aber natürlich immer „sehr artig“ gewesen!

Die leichte Zerbrechlichkeit des Spielzeuges veranlaßt das Kind, sich nach einem anderen, einem neuen Spielzeuge zu sehnen, und so entsteht und wird großgezüchtet jenes Nischen nach dem Neuen und Fremden, das im Kindes-, im Jünglings- und leider so oft auch im Alter des reifen Menschen eine Unzufriedenheit hervorbringt, die ein glückliches Behagen nur vorübergehend auskommen läßt; so werden jene Menschen gebildet, — Anlage freilich mag ja hier auch viel thun, — die sich nur wohl fühlen, wenn eine Zerstreuung, eine Abwechslung winkt, wenn sie jede neue Kleidermode mitmachen, jede neue Oper, jedes neue Schauspiel gehört und gesehen, jene Menschen, für die das Wort: „Neu!“ der Jubelruf aller Reize ist, vielleicht das einzige Reizvolle ist.

Darum sei das Spielzeug unserer Kinder vor allen Dingen dauerhaft und gebiege, und wenn die Verhältnisse es gestatten, sei es auch geschmackvoll, sei es schön. Denn der Schönheitssinn wird uns nur zum kleineren Theile angeboren, er muß sorgfältig gebildet und genährt werden. Gehen wir also, wenn es heißt, für die Kleinen einzukaufen, in ein gutes Spielwarengeschäft, ohne darum doch Verschwenker zu sein. Denn es kommt nicht darauf an, dem Kinde viel zu beschaffen; im Gegentheil, unser Kind wird glücklicher sein, wenn es nur ein Spielzeug erhält, mit dem es wieder und wieder sich beschäftigt, das es von Tag zu Tag lieber gewinnt. Dadurch wird es angeleitet werden zu jenem liebevollen Versenken in das Kleine und Kleinste, zu jener Art von Beschaulichkeit, welcher die Langeweile fremd ist, welche immer und überall etwas zu beobachten und mit Theilnahme zu verfolgen findet; jener bewunderungswürdigen Genügsamkeit, die einen Winkel hinter Kerkern ausruhen läßt: „Bis jetzt hat das All mich noch keinen Tag ohne erfrischende und geiststärkende Eindrücke gelassen, und von den blauen Negeln, die ein klarer, nordischer Himmel aus den blendenden Schnee wirft, von den bunten Granit-Fundamenten, auf denen unser Palast des Schmerzes aufgebaut ist, bis zu den hohen und fernen weißen Wolken, die an den van Eyck'schen Himmel auf dem Genter Altarblocke erinnern, weht und schwebt Vieles, was einem betrachtenden Gemüthe Nahrung giebt.“

Ich kenne ein Kind, das von seinen Eltern stets nur ein einziges, aber sehr schönes Spielzeug erhält. Im vorigen Jahre war es eine Jagd, deren in großer Menge vorhandene Thiere so naturgetreu waren, daß man nur bedauern mußte, nicht mitspielen zu dürfen. Monate lang habe ich den lieben Eberhard mit dieser Jagd spielen sehen, und immer wußte das Kind oder wußte die kluge Mutter dem gewohnten, lieben Spielgeräthe neue Reize abzugewinnen. Bald klappten die geschickten Mutterhände kleine Vögel aus Papier, die in die Zweige der Bäume gesetzt und als Schnepfen, Krametsvögel und andere Vögelchen geschossen oder als Nachtigallen und andere Singvögel dem Schutze des Jägers überwiesen wurden. Bald zog sich der Jäger mit seinen Hunden in das, dank Eberhard's lebhafter Phantasie, schnell erbaute Forsthaus zurück, wo die Hunde plötzlich die Rolle von Dante's Piane's Schoßhündchen geben mußten, was natürlich nicht zu bewerkstelligen war, ohne daß sie warme — aus Papier geschnittene — Schabracken bekamen, denn „Tante Piane's Schoßhündchen sind sehr weichlich, nicht wahr, Mütterchen?“ Einmal wurde auch ein Baum mit rothen Beeren behängt, die eigentlich für Kirschgelen gelten sollten, von dem jubelnden Kinde aber für Eberhard's Beeren angesehen wurden. Und nun mußte sofort der Jägermann in den Wald, um einen Strauß Eberhard's Beeren zu pflücken, den er seinem Mütterchen, — aber er hat doch auch ein Mütterchen? — unterbrach sich das Kind ernst, — mitbringen sollte.

Und hierbei gelange ich zu Dem, was ich meinen freundlichen Leserinnen von Anfang an's Herz legen wollte: die Phantasie unserer Kinder!

Das Kind, welches viele und immer neue Spielsachen erhält, hat keine Gelegenheit, seine Einbildungskraft zu offenbaren und weiter zu entwickeln, während das Kind, dem wenig und zeitweise gar nichts geboten wird, gezwungen ist, zu erfinden, zu erfinden, selbst zu gestalten. Wie viel glücklicher aber Letzteres ist, wird uns gegenwärtig, wenn wir uns durch Beobachtung an uns selbst und an Anderen klar machen, daß der Trieb zu einer gewissen Thätigkeit dem Menschen angeboren ist. Nur wenige der gekauften Spielsachen geben dem Kinde Veranlassung, eine Veränderung an ihnen vorzunehmen; sie sind fertig, fix und fertig, das Kind kann mit ihnen wohl spielen, aber es kann an ihnen nichts thun, kann nicht arbeiten. Für das Kind ist aber das Spiel Arbeit, erste Arbeit sogar. Und wo es diese Arbeitslust nicht befriedigen kann, da wird es des Spielzeuges gar bald überdrüssig und nicht selten sieht man die Kinder der Reichen ihr kostbares Spielgeräth achlos bei Seite schieben und mit einem Häufchen Sand, mit einigen Kieselsteinen oder mit Eichel und

Moos auf's Geschäftigste spielen. Wie thöricht, ja, wie lieblos, wenn dann Eltern oder Wärterinnen diese Dinge als „häßlichen Schmutz“ fortwerfen, diese Dinge, die in der staunenswerthen Einbildungskraft des Kindes eben noch Schätze oder Vögel, Vater, Mutter und Geschwister oder Häuser und Bäume gewesen!

Ein liebliches Geschwisterpaar hatte eine stolze Postkutsche mit feurigen Rappen zum Geschenke erhalten. Das Spielzeug war so reizend, so nahezu kunstvoll, daß man hätte meinen können, das Gefährt entstamme dem Reiche eines Zwergkönigs, die Pferde würden sich sogleich in Trab setzen und der Schwager ein lustiges Lied aus seiner zierlichen Trompete erschallen lassen. Aber o weh! Schon am zweiten Weihnachtstage stand die Post achlos in der Ecke des Kinderzimmers. Die Mitte desselben aber nahmen vier Stühle ein, auf deren Vorderstern der siebenjährige Knabe saß auf der Lehne thronte, mit seinem Peitschen kräftig auf imaginäre Pferde einhauend. Als er der im Thürhaken stehenden Erwachsenen ansichtig wurde, ließ er sofort sein Händchen eine Trompete vorstellen, die er an die Lippen hielt, um überfällig: „Trara, trara, die Post ist da!“ zu blasen. „Wir haben uns selbst eine Post gemacht“, sagte er stolz, indem die Kinderaugen feurig blühten.

Wir waren an der See. Spielzeug war von Hause nicht mitgenommen worden, und was wir dort gekauft, war für den Aufenthalt im Freien berechnet. Nun aber kamen Regenzeit, zwei, drei, vier! „Wie schlaun für die Kinder“, hieß es da, „sie werden kaum zu beschäftigen sein.“ Aber man hatte sich geirrt, man hatte die überaus rege Phantasie der Kindesseele nicht in Betracht gezogen. Was mußten in jenen Tagen eine Schachtel an der See gesammelter Steine und ein Körbchen Muscheln nicht Alles vorstellen! Jetzt waren sie Schweine, die zum Verkaufe getrieben wurden; nachher machte die Einbildungskraft der Kinder einen zoologischen Garten mit all seinen Insekten daraus; schließlich wurde „Familie“ gespielt, und die Steinchen waren lauter liebe, folgsame Kinder.

Treten die Jahre des ersten Verneins erst an das Kind heran, so wird ohnehin die Thätigkeit der Phantasie unterdrückt, scharfes Nachdenken nimmt das zum Jünglinge, zur Jungfrau sich entwickelnde Kind in Anspruch, und die holde Göttin Phantasie wird zurückgedrängt in ein kleines, oft so kleines Winkelchen, daß sie nicht weiter leben kann, sondern dahinsiecht und stirbt. Und dann? O! der Verfallenswerthen, denen die zaubermächtige Göttin nie die trüben Augenblicke des Lebens in weiche Stunden innerlichen Schauens umgewandelt; die nicht ahnen, wie des Phantasievollen Seele auch des Lebens Dornenpfad zu Paradieswegen umgestaltet; wie viel harmlosen Frohsinn Göttin Phantasie uns beschert!

Gestatte mir die nachrichtige Leserin zum Schluß eines Vorgesanges aus Eberhard's Kinderzimmer zu erwähnen. Es waren die Tage nach dem unergiebigen neunten März des Jahres 1888, der uns den Allgeliebten entriß. Kaisertrauer! Von Thurm zu Thurm klang das Klagegeläut der Glocken durch's ganze deutsche Reich, Trauerfahnen mahnten in jedem Augenblicke an den unerfesslichen Verlust! Eberhard beschäftigte sich in jener Zeit viel mit einem Kaufmann und hat mich eines Tages, doch etwas bei ihm zu kaufen. Wie staunte ich aber, als ich, näher tretend, über dem Laden eine aus einem abgenutzten Federhalter und einem formgerecht geschnittenen Stückchen schwarzen Papiers gefertigte Fahne erblickte! Kaisertrauer selbst im Kramladen! Eine schwarze Papierschale über den Materialwaaren, mit ihrer unteren Spitze gerade den Kasten streifend, auf dem das Wort „Kosinen“ verführerisch blinkte! Und daneben ein Paar tiefenstehende Kinderaugen, zwei weiche Kinderhändchen andächtig gefaltet und ein frischer Kindermund, sich zu den Worten öffnend: „Unser lieber Kaiser ist gestorben! Da muß man schwarz flaggen!“ — O! heilige Einsicht! Das war ein Augenblick, in dem das Erhabene und das Lächerliche dicht an einander grenzten! Wir aber schien es, als habe die Trauer des Landes einen ruhrenderen Ausdruck nicht gefunden, als in diesem Vorgange im Kinderzimmer.



Nachdruck verboten.

**Die Hungrigen.** Von Heinrich Kettig. Siehe das Bild, Seite 185. — Es will uns scheinen, als ob die drei Hungrigen, welche Heinrich Kettig uns auf seinem hübschen Bilde vorführt, einen anderen Namen verdient hätten. Abgesehen davon, daß es mit ihrem Hunger nicht gar zu weit her sein kann, weil sie sonst aller Wahrscheinlichkeit nach dem Brode, welches vor ihnen auf dem Tische liegt, eine größere Aufmerksamkeit zuwenden würden, meinen wir, daß vor allen Dingen auch die Geduld, mit der sie die Plage des Hungers ertragen, in dem Namen des Bildes zum Ausdruck hätte kommen sollen. Welchen süßen, träumerischen Ausdruck hat der Maler in die drei Köpfe gelegt! Ist es nicht, als ob eine Welt in den Augen des älteren der beiden Mädchen schlummere, als ob eine Ahnung alles Dessen durch ihre junge Seele zöge, was dereinst im Leben noch einmal in Freud und Leid ihr Herz durchzittern mag! Unmöglich kann dieses süße Köpfchen an Essen und Trinken denken. Seine Gedanken schweifen weit ab, in dem schimmernden, grenzenlosen Reiche der Wägen-träume. Nimmer mögen wir glauben, daß dieser tiefe, seelenvolle Blick in der eng beschränkten Prosa des Lebens Raum haben könnte. — Eher schon lassen die Augen des Schwesterchens auf ein mehr irdisches Begehren schließen. Doch auch ihre Phantasie hat einstweilen in dem Köpfchen einen Trost gefunden, der hoffentlich so lange anhalten wird, bis die Mutter mit der dampfenden Schüssel in die Stube tritt. — Aber wie steht es mit Spitz? Ist er wirklich ein so artiger Hund, als er sich den Anschein giebt, zu sein, oder ist er ein Dackmäuser? Vielleicht ist er gar ein lachender Philosoph, der die Welt nimmt, wie sie ist, und in dem Bewußtsein, daß das Bessere ein Feind des Guten, mit stoischem Gleichmuth die Zeit abwartet, bis auch ihm der Futternapf gefüllt wird. Jedenfalls wird man dem Schlingel nicht gar zu viel trauen dürfen. Er wird trotz seiner scheinlichen Miene als Erster die Schritte der Hausfrau hören und bei dem Duften des lodenden Mahles die Ohren spitzen. Wir möchten wetten, daß seine gesammte Philosophie über den Haufen fliegt, sobald der Thürgriff knarrt. Dann wird er bettend und schmeichelnd die Herrin umspringen und nicht eher ruhen, bis auch er sein gerüttelt und geschüttelt Maß erhalten hat. Schade, daß es dann vernünftlich auch mit der stillen Resignation der lieblichen Kinder-gesichter ein Ende haben wird.



Nachdruck verboten.

**Das Corset.** — Nicht eine neue Strafpredigt gegen das Corset zu halten, ist meine Absicht; das haben viele Aerzte seit mehr als hundert Jahren so häufig und mit so beredten Worten und Bildern gethan, daß es schwer sein möchte, noch etwas Neues und Besseres hinzuzufügen. Und da meine Herren Kollegen offenbar nicht allzu viel Erfolg gehabt haben, so gelüftet es mich auch nicht nach dem Rühme eines Predigers in der Wüste. Vielmehr liegt es, so scheint mir, recht nahe, zu fragen, warum diese auf den Bau des Körpers, auf die Verrichtungen seiner Organe und auf Mißgestaltungen und Krankheiten gestützten Lehren und Warnungen so geringe Wirkungen gethan haben? Sitten, die so allgemein verbreitet sind, wie die Art der weiblichen Kleidung bei allen Culturvölkern, pflegen doch andere und bessere Gründe zu haben, als bloße Eitelkeit und Modethorheit, wie auch die Geschichte der Genußmittel lehrt, aus der uns Johnstons's Chemie des täglichen Lebens (neu bearbeitet von Dr. Fr. Dornmuth, Verlag von G. Krabbe in Stuttgart; zweite Auflage) so viele schlagende Beispiele giebt. Wie allen Mißbräuchen und Uebertreibungen doch ein natürlicher guter Kern zu Grunde zu liegen pflegt, so dürfte es sich auch mit der weiblichen Kleidung verhalten, die den ärztlichen Mahnungen, wie den aus der Mitte der Frauenvwelt selber hervorgegangenen Bestrebungen einen so hartnäckigen und ungeborenen Widerstand entgegensetzt.

Die Lust zu gefallen, ist ein natürlicher und berechtigter Trieb, den wir nicht aus der Welt schaffen dürfen, wenn wir auch könnten. Der Haushalt der Natur beruht ja zum großen Theile darauf, und wenn diese gütige Mutter ihren unverbesslichen Kindern selbst die Hochzeitskleider schafft, so wird es nicht ungeziemend sein, daß auch die Menschen ihre Vorzüge geltend machen, daß der Mann durch Kraft, das Weib durch Schönheit und Anmuth zu glänzen und Wohlgefallen zu erregen sucht. Dazu gehört, daß die Formen des Oberkörpers durch die Kleidung nicht verborgen, noch verunstaltet, sondern, wie sie es verdienen, hervorgehoben werden; dazu gehört der schlanke und biegsame Leib, geschickt vom schlingenden und führenden Arme des Mannes umspannt zu werden, dazu gehören auch die weiten, faltigen, hinunterwallenden Gewänder, die züchtig verhüllen, der Gestalt und dem Gange Würde verleihen.

Diese Gewänder zu tragen, bieten sich von selber die breiteren Hüften und das vorragende Kreuz der Frauen unter der schlanken Weiche, die sich so wesentlich vom Bau des Mannes unterscheiden. So ungewöhnlich es für den Mann ist, die Bekleidung des Unterkörpers durch einen Gürtel zu halten, dem der kürzere Leib und die schmaleren Hüften keinen Halt gewähren können, wofür jener nicht wider natürlich und zum Schaden der inneren Organe eingeschnürt wird, so natürlich ist für die Frau der haltende und tragende Gürtel, dem die Hüften als Stützen sich darbieten. Um diese Aufgabe erfüllen zu können, muß der Gürtel breit und fest sein, darf nicht als schmales Band sich um den Leib legen, wo er eine Schnürrinde nicht nur in den Bauchwänden, sondern auch in den inneren Organen, namentlich in der Leber, erzeugt, noch von oben nach unten sich zusammenziehen, wodurch ähnliche schädliche Folgen sich ergeben würden. Er muß auf Hüften und Kreuz sich stützen und die unteren Rippen mit umfassen, was er ohne Schaden thun kann, da die unteren Rippen und das Zwerchfell nebst den Bauchmuskeln beim Athmen der Frau sich weniger bewegen und vorwölben, als beim Manne. Während der Mann nämlich vorzugsweise mit Hilfe des Zwerchfelles und der Bauchmuskeln ein- und ausathmet, vollziehen sich die Athembewegungen der Frau hauptsächlich durch Hebung der oberen Rippen, die zugleich länger sind, als beim Manne, während der untere Theil ihres Brustkorbes schmaler und enger ist, als bei jenem.

Diese Gestalt des weiblichen Brustkorbes, noch mehr hervor gehoben durch die Entwicklung der Brüste, die schmaleren und mehr abfallenden Schultern, sowie die Athembewegungen der oberen Rippen machen es ungewöhnlich, die Last der Kleidung von den Schultern tragen zu lassen, wie es beim Manne wegen der breiteren Schultern und der verschiedenen Art des Athmens leicht und angemessen geschehen kann. Bei der Frau hat der breite Gürtel sich auf Kreuz und Hüften zu stützen, seinerseits aber der Brüste als Stütze zu dienen, womit dann die natürliche und zweckmäßige Form des Corsets gegeben ist, auf dem die Röcke sich befestigen lassen, ohne einen schädlichen Druck auf den Leib auszuüben. Denn gerade der Druck, welchen die Schnürränder der ohne Corset getragenen Röcke auf den Umfang der unteren, nicht mehr vorn auf das Brustbein gestützten und daher nachgiebigeren Rippen, auf die Leber und den Magen ausüben, geben vorzugsweise Anlaß zu einer schmalen Einbiegung, die an der Leber die sogenannten Schnürrücken, die Bildung von Gallensteinen und der Krebsgeschwulst der Gallenblase, bössartige Magenleiden, Verdauungsstörungen und chronisches Siedthum erzeugen kann. Zwar kann auch das Corset solche Uebel bewirken, wenn es zu eng geschnürt ist, um die natürliche Schlankheit des Leibes zu überleben oder seiner Ausdehnung entgegen zu wirken, oder wenn es zu kurz ist und statt auf die festen Hüften sich zu stützen, mit seinem unteren Rande den weichen Leib drückt und einschnürt. Solcher Mißbrauch des Corsets ist natürlich zu vermeiden; das gut passende, weder zu lange, noch zu kurze oder zu enge, mit elastischen, an ihren Enden gut verwahrten Stangen gestützte Corset führt dagegen bei der Frau keinerlei Nachtheile herbei und verdient nicht die Strafpredigten, welche auch heutzutage noch zuweilen gegen dasselbe losgelassen werden.

Anderes ist es bei jungen Mädchen, deren unentwickelte Hüften dem Corset noch keine Stützen gewähren, jedoch es diese durch Einschnüren des Leibes suchen muß. Hier ist es ganz richtig, die kürzeren und leichteren Röcke vermittelst eines elastischen gestrickten Leibchens, an welches sie angeschlossen werden, von den Schultern tragen zu lassen. Nur muß dies Leibchen überall, vorzüglich aber oben weit genug sein, um sowohl den Athembewegungen, als auch den Biegungen des Leibes beim Spielen, Turnen und anderen Bewegungen freien Spielraum zu lassen. Bei kleinen Mädchen durch einen Schnürrand die „schlanke Taille“ der Jungfrau vorbereiten zu wollen, ist aber nicht nur schädlich für die Körperbildung und Gesundheit, sondern geradezu thöricht; denn die Einpressung verbiegt die Rippen und giebt dem Brustkorbe eine steife, edige, unschöne Gestalt, treibt die Schulterblätter und Schultern edig nach oben, wölbt den Bauch nach unten, und erzeugt so das gerade Gegentheil von dem was es hervorbringen soll. Der kindliche Körper braucht Freiheit, um sich zu entwickeln und durch angemessene Bewegungen und Uebungen die Leichtigkeit und Anmuth

\*) Brief an Auguste Feinrich vom December 1849.



sich anzuzeigen, welche der Jugend zur schönsten Hier gereichen und bei der Frau zur Anmuth und Würde sich ausbilden.

Das gut gearbeitete und richtig sitzende Corset ist demnach nicht der Gesundheit feindlich, sondern förderlich, und wenn es im Widerspruch gegen viele ärztliche Mahnungen alter und neuer Zeit seinen Platz in der weiblichen Kleidung siegreich behauptet hat, so mögen seine Verfechterinnen getrosten Muthes bei seinem Gebrauche bleiben, den Mißbrauch ablehnend, der allein schädlich und unschön ist.

Dr. Fr. Dornblüth.



Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gesetzlich geschützt sind.

**Altnorwegische Teppichmuster.** — In der Kunstgewerblichen Bewegung unserer Tage, welche sich bemüht, die verlorene Kunstfertigkeit früherer Generationen wiederzugewinnen, gehen zwei Strömungen, deutlich erkennbar, neben einander her. In den Mittelpunkt der Bewegung, den Hauptstädten der großen Kultur-Staaten, rafft man mit fühner Hand Alles zusammen, was irgend eine Zeit oder irgend ein Volk Herrliches hervorgebracht, und schafft in einer Art von internationalem Wettbewerbe für den Absatz auf dem Weltmarkte. Daneben geht eine stillere Bewegung, welche an jedem entlegenen Punkte sorgsam die noch etwa erhaltenen Reste alter Kunstfertigkeit aufsucht, die abgerissenen, aber noch schwebenden Fäden wieder anknüpft und aus dem Volksthum heraus eine rein nationale Erstarkung des Kunstbetriebes sich entwickeln läßt. Derartige, höchst dankenswerthe Versuche lassen sich natürlich nur an Orten anstellen, welche, abseits von der großen Mode-Bewegung, sich besonders stille Lebensbedingungen erhalten haben. Den eigentlichen Boden für diese Versuche geben die nordischen Länder ab, Rußland, welches aus politischen Gesichtspunkten die Kunst im Banne des alten Moskowitertums zu halten sich bemüht, dann besonders Schweden und Norwegen, wo sich noch ein Bauernstand erhalten hat, der nicht fähig oder nicht Willens ist, die Waare aus dem großen Weltmarkte zu beziehen, sondern festhält an der väterlichen Sitte, Lebensgewohnheit, Tracht und Eigenart. Aber auch in diese Kreise hinein haben die letzten Jahrzehnte neue Auffassungen getragen, und es bedarf schon der helfenden Hand kundiger Männer, um in der häuslichen Arbeit die alte Technik und die alten Muster zu erhalten. Die Unterstüßung des Hausfleißes hat eine gewaltige Bedeutung in diesen Gegenden, deren Ortschaften Monate lang durch Eis und Schnee abgeschieden sind von aller Welt und die langen Winterabende im eigenen Hause durch Arbeiten auszufüllen haben, die einfach genug sein müssen, um sich auch der ungeübten, schweligen Hand zu fügen.

Bei Gelegenheit der Kopenhagener Ausstellung des Jahres 1888 habe ich schon an dieser Stelle auf den eigenthümlichen Erfolg hingewiesen, den diese Hausfleiß-Vereine in Skandinavien erzielen; Kerbschnitzereien und einfache Wirkerei von Teppichen und Vorhängen in uralten, einfachen Mustern von gefälliger Wirkung beschäftigen wieder, wie vormals, ganze Dorfschaften, und nicht nur für eigenen Bedarf, sondern mit einem Absatzgebiete durch ganz Skandinavien hin.

Den eigentlichen Stützpunkt hat diese Bewegung innerhalb Norwegens in dem Kunst-Industrie-Museum zu Christiania, dessen sehr tüchtiger und verständnisvoller Leiter, H. Grosch, es sich hat angelegen sein lassen, die Reste der alten, schon verfallenden Haus-Industrie zu sammeln, um sie mit diesem Vorbild-Material neu zu beleben. In seinem uns vorliegenden Werke\*) giebt Grosch in Farbendruck achtundzwanzig altnorwegische Teppichmuster, wie solche bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein in ländlichen Bezirken gewebt wurden und deren Reste sich bis heute erhalten haben. Die Weberei ist für die reicheren Stücke die uralte haute-lisse-Technik, die auch in den kostbarsten Gobelin-Wirkereien von Paris keine durchgreifende Veränderung erfahren hat. Im Wesentlichen ist es eine Art von Stopfarbeit auf stehender Kette, in deren Garnfäden der musterbildende farbige Wollfaden hin und her geführt wird, bis er den beabsichtigten Farbensatz gebildet hat.

Grosch kann von dieser Technik ein Stück eines Wandbehangs vorführen, der bis in das zwölfte Jahrhundert zurückreicht und der in kindlich einfachen Formen eine Heldengeschichte darstellt. So sticht einst normannische Frauen im Jahre 1100 den Teppich von Bayeux, der die Eroberung Englands darstellt, und so sticht in der nordischen Sage Brünhild, wenn sie liebend Sigurd's gedenkt, ihres Helden Thaten in einen Teppich. Jahrhunderte lang bleibt die unbehilfliche Technik dieselbe, nur an der Kleidung der Figuren kann man die Zeit der Entstehung verfolgen. So haben wir aus dem siebzehnten Jahrhundert die Geschichte der Herodias und die Parabel von den klugen und thörichten Jungfrauen (siehe die größere der obigen Abbildungen, nach Tafel III des Werkes), bei denen eine uniforme Handbewegung für alle Charakteristik ausreicht.

Derartige Stücke sind allerdings mehr Curiosa. Von vorbildlicher Wichtigkeit sind dagegen die auf uralten Webstühlen hergestellten Stoffe, deren Reste besonders aus Kissenbezügen alter Kirchen zusammengetragen sind.

Unsere zweite Abbildung (nach Tafel VI, rechts, des Werkes) zeigt uns eines der vielen sehr einfachen, aber sehr geschmackvollen Muster, welche in wenigen Farben, meist Gelb, Braun und Blau, hergestellt sind und welche ihrem Zwecke, einen hübschen und überaus festen Bezug abzugeben, in vollkommener Weise entsprechen. Derartige Muster sind es vornehmlich, welche der neuen Bewegung in Norwegen zu Grunde liegen und welche so eigenartig sind, daß sie auch bei uns sehr wohl benutzt werden können. Bei der Uebersättigung unserer Industrie mit den hochcultivirten Mustern der großen Kunstblüthe thut es recht gut, wenn sie gelegentlich auf diese primitiven Muster zurückgeführt wird, welche sich entweder rein aus der Technik ergeben, oder welche reichere Vorbilder, — wie auf dem obigen Muster, — zur vollkommenen Einfachheit umgestalten. In diesem Sinne wird die sehr sorgsame und dankenswerthe Arbeit von Grosch, ganz abgesehen von ihrem culturgeschichtlichen Werthe, auch in der schaffenden Arbeit außerhalb ihrer norwegischen Heimath mit ernstlichem Danke aufgenommen werden.

Julius Seiffing.

\*) Altnorwegische Teppichmuster, herausgegeben von der Direction des Kunst-Industrie-Museums zu Christiania, durch H. Grosch. Berlin, M. Usher und Co. Folio, mit neun Tafeln in Farbendruck.



Altnorwegischer Teppich. Pflanzenmotiv: Glockenblume.



Altnorwegischer Teppich: Die klugen und die thörichten Jungfrauen.

Aus „Grosch, Altnorwegische Teppichmuster“.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

## Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

**Myrten (128).** — Vielleicht sind Ihnen die Myrten-Bäumchen nicht „trotz aller Pflege und sehr reichlicher Bewässerung“, sondern gerade infolge dieser „Maßregelungen“ eingegangen. Denn man kann leicht des Guten zu viel thun, namentlich im Winter, wo sehr viele Pflanzen durch übermäßige Feuchtigkeit zu Grunde gehen. Sonst wüßte ich eigentlich kaum eine Erklärung für Ihre Mißerfolge, denn die Behandlung einer Myrte bietet wenig Schwierigkeit. Während der Sommermonate muß man ihr reichlich Bewässerung, womöglich auch dann und wann einen Düngerzug, zukommen lassen und die Kronen durch Besprengen frisch erhalten. Werden die Zweige bei der Zimmer-Cultur lang und hängen, oder zeigen sich gar Schilbläuse, so thut man gut, stark zurückzuschneiden. Im Uebrigen ist das fleißige Entspiken der jungen Triebe nicht rathsam; man erzielt zwar kräftige, buschige Pflanzen, beeinträchtigt aber die Blüthenbildung. Die Gesundheit und das freundliche Wachsthum der Myrten wird wesentlich befördert, wenn man sie vom Mai bis September in's Freie an einen sonnigen Standort bringen kann. Sollten sich dort ihre Wurzeln so kräftig entwickeln, daß dieselben durch die Abzugslöcher in den Boden wachsen wollen, so müssen Sie die durchgetriebenen Wurzeln abschneiden, da sonst die Pflanze im Herbst verkrümmert. Wenn Sie nicht die Möglichkeit haben, Ihrem Pflänzchen einen Landaufenthalt zu gewähren, so sorgen Sie wenigstens dafür, daß er so viel frische Luft, wie irgend angeht, erhält. Im Herbst lassen Sie etwas mit Gießen nach, damit die Triebe austreiben; im Winter aber gönnen Sie der Pflanze Ruhe, also ein kühles Plätzchen, wo sie nur so viel Nahrung bekommt, wie zu ihrer Erhaltung notwendig ist. Die Myrte erträgt die trockene Stubenwärme nicht; am besten überwintert sie in einem hellen Zimmer bei nur 3 bis 5 Grad Wärme; sie nimmt aber selbst mit einem Plätzchen im Winkel oder auch im Keller vorlieb, wenn nur gelüftet wird, so bald die Witterung es gestattet. Bei reichlicher Bewässerung faulen die Wurzeln, die Pflanzen machen ungehinde und schwächliche Triebe und

haben unter Ungeziefer zu leiden. Deshalb gießen Sie im Winter wenig und nur, wenn die Erde fast ausgetrocknet ist. Beim Umpflanzen im Frühjahr erhalten die Myrten eine nahrhafte, doch nicht zu schwere Erde. Die Anzucht junger Pflanzen aus Stecklingen ist mühelos und lohnend, besonders im Mistbeet. Die geeignetste Zeit ist der Frühling, aber noch im August können Sie mit Erfolg Ableger machen, die bei richtiger Behandlung auch im Zimmer leicht anwachsen. Nehmen Sie zu Stecklingen recht gesunde Zweige mit gereiftem Holze, und setzen Sie dieselben, nachdem die unteren Blätter abgepflückt sind, in kleine Töpfe mit sandiger Heide-Erde und gutem Wasserabzuge. Wenn die Ableger feucht und schattig gehalten werden und möglichst lange mit einer Glasglocke bedeckt bleiben, werden sie Wurzeln fassen und gedeihen. Durch sehr kleine Töpfe, die man nach und nach mit größeren vertauscht, erzielt man Pflanzen mit buschigem Wuchse. Hoffentlich werden Sie, wenn Sie diese Rathschläge befolgen, nicht mehr über das Eingehen Ihrer Myrten zu klagen haben, sondern bald mit freudigem Stolze auf Ihre selbstgezeugenen Bäumchen blicken können.

Blumenfreundin in Saarburg.

**Giacinthen auf Wasser (XV, 160).** — In Bezug auf das Treiben der Hyacinthen ist besonders Folgendes zu beachten: Man wähle harte, feste Zwiebeln mit gesundem Wurzelboden von frühblühenden, vorzugsweise einfachen Sorten. Bei den Gläsern kommt es besonders darauf an, daß sie eine große Halsweite haben; denn der Boden der Zwiebel muß kleiner sein, damit alle Wurzeln in's Wasser wachsen können. Sehr empfehlenswerth sind die Gläser mit Einsatz, bei denen beim Nachfüllen jede Beschädigung der Wurzeln vermieden wird. Zum Füllen der Gläser wendet man am besten weiches Wasser an, dem man meist einige Stückchen Holzkohle zufügt. Der Zwiebelboden darf aber das Wasser nicht ganz berühren, sondern muß wenigstens  $\frac{1}{2}$  Cent. davon entfernt bleiben. Nach dem Aufsetzen der Zwiebeln werden die Gläser an einen dunklen, kühlen Ort gebracht, wo sie 8 bis 10 Wochen bleiben müssen. Inzwischen braucht man das Wasser nicht zu erneuern, sondern in Zwischenräumen von 8 Tagen nur soviel nachzugießen, wie verdunstet und verzehrt ist; selbstverständlich muß das nachgefüllte Wasser von entsprechender Temperatur sein. Sobald sich die Zwiebeln vollständig bewurzelt haben und die Blüthen sichtbar werden, kann man die Gläser aus dem Keller nehmen, thut aber gut, um einen allzu schroffen Wechsel zu vermeiden, sie zunächst noch einige Tage in ein ungeheiztes Zimmer zu setzen und mit einer undurchsichtigen Papierhülle zu bedecken. Dann bringt man sie nach und nach in's Wohnzimmer und läßt ihnen reichlich Luft und Licht zu Theil werden, wodurch die Schönheit und Farbenpracht der Blumen erhöht wird. Meist ist die Veranlassung zum Steckenbleiben, daß man die Gläser zu früh aus dem Keller nimmt, ehe die Bewurzelung genügend erfolgt ist.

I. S. in Meissen.

## Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

### Fragen.

**Erziehungs-Anstalt.** — Gibt es in Wien oder Budapest ein Institut (Schule, Pensionat), ähnlich demjenigen in Girschgarten bei Soopenitz, von dem in Nr. 35 der Illustrirten Frauen-Zeitung die Rede war, in welchem jungen Mädchen aus höheren Gesellschaftskreisen Unterricht in der Haus-Industrie (Handarbeiten) erteilt wird?

M. v. R. in B. (Slavonien).

**Holzwerks-Vorlagen.** — Ich suche vergeblich nach einer Anleitung und Vorlagen für Arbeiten aus Roth-Holz (d. h. Nerven und Zweigen), zur Anfertigung von Blumentischen u. dgl. Ist vielleicht eine Mittheilung im Stande, mir eine solche Adresse anzugeben?

Frau St. in Luzern.

**Gefunde-Belohnung.** — An wen hat man sich zu wenden, um für ein Mädchen, welches zehn Jahre in einer Familien-gedient hat, eine Prämie zu erlangen?

B. in Königswusterhausen.

### Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

**Braune Beize für Holzgegenstände (160).** — Um eine schöne, dauerhafte braune Beize zu erhalten, mache ich von übermangansaurem Kali eine sehr starke Lösung, die nicht mehr rosa, sondern dunkel ausfällt, und bestreiche mit derselben die betreffenden Gegenstände mittelst eines Pinsels oder Lappchens einige Male, bis sie den gewünschten Ton erhalten haben. Je nach der Stärke der Lösung und der Wiederholung des Auftrichs lassen sich die verschiedensten Nuancen vom lichtesten bis zum tiefdunkelsten Braun erzielen. Dabei stellt sich die Beize, die vollkommen edel ist, ungemein billig. Etwaige Flecke an den Fingern können leicht durch Citronensäure beseitigt werden. Sobald das Holz vollständig trocken ist, gebe ich ihm durch Wachsen einen matten Glanz. Früher benutzte ich Terpentin, um das Wachs aufzulösen (siehe Nr. 37 des vorigen Jahrganges); jetzt wende ich ein Verfahren an, das noch bequemer und weniger feuergefährlich ist. Ich lege nämlich ein Stück weißes Wachs von der Größe einer Wallnuß in eine kleine Overtasse voll Benzin und lasse dieselbe gut zugedeckt einige Zeit stehen, bis sich das Wachs im Benzin von selbst aufgelöst hat. Mit dieser Mischung, der man nach Bedarf Wachs oder Benzin hinzusetzen kann, bestreiche ich das Holz mittelst eines breiten Borstpinsels; dann bearbeite ich es längere Zeit kräftig mit einer harten Bürste, damit das Wachs eingerieben wird und die Holzfläche sich nicht mehr flebrig anfühlt. — Für kleinere Arbeiten habe ich in letzter Zeit Brunolein verwendet und damit sehr schöne Erfolge erzielt. Diese Flüssigkeit, welche die Wirkungen der Beize und des Wachses in sich vereinigt, so daß man also Zeit und Arbeit spart, wurde mir in München, wo man sie auch besonders gut erhält, empfohlen. Es giebt helles und dunkles Brunolein; ersteres verleiht dem Holze kaum eine Färbung; der Ton erscheint vielmehr je nach der verwendeten Holzart verschieden nuancirt, bald in's Gelbliche, bald in's Graue oder Grünliche spielend. Bei Benutzung des dunklen Brunoleins erhält man eine mehr oder weniger tiefbraune Farbe, je nach der Stärke des Auftrages, der mit einem Lappchen oder Pinsel vorgenommen wird. Durch kräftiges Reiben mit einer Bürste bekommen die Gegenstände ohne Anwendung von Wachs einen matten Glanz. Marie P., Berlin.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt, ein Musterblatt für künstlerische Handarbeiten, sowie für die Abonnenten der großen Ausgabe ein Modenbild.